



Die am 9.6.1933 in Breslau (Deutschland) geborene Autorin beschreibt in ihrem eigenwilligen Stil ihr ereignisreiches, bewegtes Leben, wenn man an die zahlreichen erzwungenen oder freiwilligen Orts- und Länderwechsel denkt. Alle Stationen der schon als Kind bewusst erlebten Flucht, danach die Ausbildung und Familiengründung – das alles geht wie ein buntes Kaleidoskop an unseren Augen vorüber und erzählt von einer energischen, selbstbewusst Entscheidung treffenden Person.

Dem Leser bleibt es nun vorbehalten, diesem Lebensweg mit vielleicht auch einem lachenden und/oder einem weinenden Auge zu folgen.

DOROTHEA MARTHA MCHEIDSE

DOROTHEA MARTHA MCHEIDSE

DAS BITTERSUESSE LEBEN



DOROTHEA MARTHA MCHEIDSE

Das bittersüße
Leben



The National Parliamentary
Library of Georgia

UDC 371.12(430)(092)

Edited by Neli Jabidze

Design by Shalva Papalashvili

ISBN 978-9941-0-9943-4

Dorothea Martha Mcheidse

Das bittersüße Leben

Copyright © 2017 by Dorothea Martha Mcheidse.

Copyright © 2017 National Parliamentary Library of Georgia.

All rights reserved

Danksagung

Mein ganz besonderer Dank gebührt der Nationalbibliothek in Tbilisi und Herrn Emzar Jgerenaia persönlich. Er hat sich liebenswürdigerweise sogleich für die Herausgabe des Buches eingesetzt.

Den Personen, welche mit ihren Ratschlägen zu der Gestaltung dieses Textes beigetragen haben, möchte ich an dieser Stelle ebenfalls meinen Dank aussprechen.

Vor allem Frau Nelly Dshabidse, Herrn Giwi Margwelaschwili, Herrn Schalva Papalashvili und Frau Alla Kisseljowa.



Frühe Kindheitserinnerungen

Ich schreibe sie auf für meine Kinder und Enkelkinder, die, wie ich annehme, noch nicht die Lust und das Bedürfnis am Lesen verloren haben und noch nicht vollends zu Sklaven einer Computer- und Fernsehtechnik geworden sind. Manch einer hat zahlreiche interessante Bücher erworben, um Regale farblich zu gestalten oder Leseleidenschaften vorzutäuschen. In Wirklichkeit frönt er der Technik. Poeten und Schriftsteller, im Grabe drehten sie sich um, erführen sie von solch einem Frevel.

Also, meine über Alles geliebten Enkel, lest oder lasst Euch vorlesen, damit Eure Eltern ebenfalls ein bisschen Spaß haben!

Wenn ich nun im hohen Alter auf mein vergangenes Leben zurückschaue, kann ich sagen, dass es doch einigermaßen interessant und wechsellvoll war. Es war ein bisschen egoistisch in Bezug auf meine Familie.

Ich sah nur mich, hätte wahrscheinlich auf keinen Ratschlag oder andere Meinungen gehört, hätte eventuell Erfahrungen und Bedenken guter Freunde in den Wind geschlagen. Der Faden meiner Selbständigkeit zieht sich wie ein Spinnennetz, das zwar in geordneter, aber auf keinen Fall in chaotischer Weise nach einem Naturgesetz in die verschiedensten Richtungen

weist, von Kindheit an und durch mein ganzes Leben. Ich beugte mich den verschiedensten Einflüssen, behielt aber dabei immer den gesunden Menschenverstand und konnte gegen mancherlei aufbegehren.

Junges Volk ist stets auf Veränderung bedacht. So warf auch ich vieles über Bord und stürmte unbeirrt fremden Abenteuern und Impressionen entgegen, alles andere ließ ich im Dunkeln versinken.

Meinen Lebensweg hätte ich bereits eher aufzeichnen können, aber alle Kleinigkeiten und Nichtigkeiten hätten wahrscheinlich das Große, Bedeutende überlagert. Jetzt ist es zum wichtigen Bedürfnis geworden, die Enkel bitten: „Oma schreib auf, du bist die Einzige, die alles am eigenen Leib erlebt hat.“

So entschieße ich mich, die immer noch reichen Erinnerungen, ob schöne, gute oder schwere, zu erzählen. Müssen möchte ich sie nicht, es war mein Leben, das ich in vollen Zügen genossen habe, Tag für Tag, Jahr für Jahr. Ich habe Lieben und Hassen gelernt. Ich habe Geduld und Nachsicht gelernt. Nur eines nicht - heucheln. Ein diplomatisches Lächeln brachte ich nie zustande, was mir öfters zum Nachteil wurde und andere Menschen in Verlegenheit bringen konnte.

Damals war eine erregende, besorgte Zeit. Viele Menschen hatten keine Arbeit, das Leben war schwer, und vor Verzweiflung geschahen Selbstmorde, die fast schon an der Tagesordnung waren. Die Menschen wussten weder ein, noch aus. Gott sei es ge-

dankt, dass es meinen Eltern und Großeltern einigermaßen gut ging. Sie hatten das Glück, eine Arbeit zu haben, und entgingen somit der aufreibenden Jagd und den täglichen Sorgen, um für die Familie das nötige Stückchen Brot heranzuschaffen.

Danach kam eine Zeit, in der ein Schimmer Hoffnung aufkeimte, ein besseres Leben versprach. Doch diese Zeit war kurzlebig, kontrastreich und voller Gefahren. Einigen wurde es Glanz und Gloria, anderen brachte sie Tod, Verzweiflung und Vernichtung in Konzentrationslagern. Davon wussten allerdings die Wenigsten etwas. Unsere Familie wurde auch erst viel später mit grauenvollen Begegnungen konfrontiert, als das Regime schon vernichtet war. Grauen und Angst ergriff uns, und ein ungläubiges Erstaunen lag auf unseren Gesichtern, als sich dieser stumme und erbarmungswürdige Menschenzug vor Freude den Soldaten der Roten Armee in die Arme fiel. Die Verwandlung – ein leiser glücklicher Schimmer erschien auf den Gesichtern dieser Gemarterten, die nun die Freiheit atmeten, ließ uns die ganze Schwere unserer Schuld schon irgendwie damals ahnen. Nie in meinem nun schon langen Leben werde ich dieses Bild vergessen können.

Noch vor wenigen Jahren war fast jedermann von dem Pomp, von den eindrucksvollen Aufmärschen und Fackelzügen beeindruckt. Emotional geladene und salbungsvolle Reden fanden leichten Eingang in die Köpfe. Ich denke, das war das Korn, das ich in mir trug und das nun anfang zu keimen, um

bei glanzvollen Aktionen sich langsam zur Blüte zu entwickeln. Das zeigte sich Jahre später, allerdings unter anderen Voraussetzungen und Idealen. Da gab es ebenfalls Sportfeste und grandiose internationale Jugendtreffen. Ich bin heute noch empfänglich für alles Bedeutende und Eindrucksvolle.

Damals, als die Inflation abflaute und die Wirtschaft sich erholte, glaubte das Volk an seine Ideale. Es gab neue Verdienstmöglichkeiten, besonders in der Rüstungsindustrie, und wenigen, nur einer kleinen Minderheit war bewusst, dass es kommenden Tod und Verfall bedeutet. Die Zeit ging bereits schwanger mit einer Tragödie, die sich noch versteckt, aber doch schon zum Sprung bereithielt, um aus der Dunkelheit die ahnungslos Jubelnden zu überfallen.

So war die Situation, als ich geboren wurde. Es war, wie gesagt, eine schicksalsträchtige Zeit. Das große Ereignis, als Erstgeborene auf die Welt zu kommen, fiel beinahe zusammen mit dem Machtantritt des „Großen Diktators“, der nicht nur die halbe Welt in Verzweiflung stürzte, sondern auch mein, global gesehen, unbedeutendes kleines Leben in Unruhe und Chaos brachte. Ja, gefragt wurde ich nicht und so muss ich mich auf das Stückchen Papier verlassen, das meine Geburt schwarz auf weiß mit dem Datum des 9.6.1933 in Breslau, damals noch Hauptstadt Schlesiens in deutschen Landen, bekundete. Ich erhielt den Namen Dorothea Martha Kunz. Dorothea als ein Geschenk Gottes für meine Eltern, Martha zu Ehren meiner

Großmama, die ich mein Leben lang in lieber Erinnerung behalten habe. Das Dorchen war ich für alle mir nahestehenden Verwandten und Freunde. Dora, der etwas strengere Name, begleitete mich in meiner Studentenzeit und Doris nannten mich liebevoll meine georgischen Kollegen im Fremdspracheninstitut in Tbilisi. Ja, das alles bezeugt noch einmal die Tatsache meines ereignisreichen, bewegten Lebens.

Breslau - wie reich und unbeschwert sind die Erinnerungen und wie schrecklich das Ende! Ich muss da an ein Ereignis denken, das mich damals sehr beeindruckte. Es war ein heller Tag, an dem der Führer in einem offenen Wagen durch Breslau fuhr, seinen Arm zum Hitlergruß gestreckt, berührte das auch meine Gefühle. Frenetischer Jubel brauste wie eine Meeresbrandung von weit her, kam immer näher und näher und, als das Auto erschien, flogen hunderte hoch ausgestreckte Arme zum Gruß empor. Die Massen waren wie hypnotisiert, und alles endete in einem hysterischen Begrüßungsschrei. Ich stand da eingezwängt und konnte mich diesem Massenwahnsinn nicht entziehen, den ich wahrscheinlich nicht einmal als Wahnsinn empfand in meinem jungen Unverstand. Diese allgemeine Begeisterung zog mich ebenfalls in ihren Bann. Ich war Teil eines Ganzen. Es kam vor, dass sich bei mir Bedenken einschlichen, wenn aus voller Kehle makabre Lieder gesungen wurden, die von morschen und noch dazu zitternden Knochen kündeten und in denen wir weitermarschieren wollten, auch wenn alles in

Scherben fällt und wenn uns heute nur Deutschland gehört, so morgen schon die ganze Welt. Kein anderes Lied brachte auf so offenkundige Weise den ganzen Ideengehalt des Regimes zum Vorschein.

Diese Stadt war von quirlendem Leben durchflutet. Ihre Atmosphäre hat sich tief in mir verwurzelt. Ihre Romantik hinterließ in mir eine Sehnsucht, die ich jetzt nur noch für das ehemalige Leningrad – Sankt Petersburg empfinde. Hier war ich zu Hause und erlebte eine reiche und unbeschwerte Kindheit mit meinen Eltern und Geschwistern.

Diese Zeit sollte 1945 enden, als auf Beschluss der Potsdamer Konferenz, auf der die neue Oder–Neiße–Friedensgrenze festgelegt und ein Großteil der deutschen Bevölkerung ausgesiedelt wurde. Meine Familie und unsere Verwandten erfuhren das schmerzlich am eigenen Leibe. Danach wurde mein Breslau in Wroclaw umbenannt und gehört nun zu Polen. Seitdem habe ich die fremde Stadt nicht mehr wiedergesehen und auch nicht den Wunsch gehabt, sie sehen zu wollen.

Ich war tieftraurig, als ich erfuhr, dass meine so geliebte Stadt Ende 1944 zur Festung erklärt wurde und folglich zu dreiviertel der Zerstörung anheimgefallen war.

Nur das schönste gotische Rathaus Deutschlands blieb wie ein Wunder erhalten und meine Erinnerungen an eine reich an Kulturdenkmälern und wechsellvoller Geschichte alte Stadt.

Meine frühe Kindheit verbrachte ich hier, in der Familie meiner Großeltern, Onkel und Tante mütterlicherseits. Es war eine Großfamilie, die mich rührend umsorgte und als erste Enkelin und Nichte verzog.

Eine geräumige Wohnung an dem sehr großen und belebten Striegauer Platz, der aber auch Ruheinseln hatte mit Bänken zum Verweilen und Betrachten, war mein Domizil. Hier wuchs ich also in einer musikalisch talentierten Familie auf. Sie gab mir die Liebe zur Musik mit auf den Weg.

Tante Heda, ich liebte sie wie eine Mutter, vertrat Mutterstelle an mir, da meine Eltern zeitweilig in Neißة lebten und arbeiteten. Sie spielte ausgezeichnet Klavier. Ich konnte andächtig und beeindruckt zuhören, bis sie ihr Spiel beendete, im Gegensatz zum Geigenspiel meines Onkel Alberts. Nicht weil er schlecht musizierte, sondern weil ich eine maßlose Angst vor einem geigenspielenden Menschen hatte. Sobald sich Onkel Albert mit der Geige zeigte, verkroch ich mich unter Omas großen, runden Tisch und weinte zum Gotterbarmen, bis er das Instrument wieder in den Kasten zurücklegte.

Meine Erklärung dazu ist folgende: Meine Tante war eine äußerst gläubige Katholikin. In dem Bett, in dem ich schlief, hing am Kopfende ein Kruzifix mit dem leidenden, gekreuzigten Christus, an der Wand war auch eine, im ovalen, schwarzen Rahmen, geigenspielende Nonne. Da die Wohnung an einem

verkehrsreichen Platz lag, irrten über das Bild Lichtreflexe, die es lebendig erscheinen ließen, was mich ängstigte.

Vielleicht hätte ein Psychiater eine tiefsinnigere Erklärung. Bereits als Kind konnten bildliche Darstellungen, Jahres- und Tageszeiten, Gerüche und Töne starke Empfindungen in mir wachrufen. So ergeht es mir bis heute. Höre ich eine bestimmte Melodie, kann ich mich an Erlebnisse erinnern, die weit zurückliegen. Ein herbstlicher Park, eine Abenddämmerung, ein regnerischer Tag, bestimmte Farbgebungen, Geruchsempfindungen versetzten mich in alte, vor langem erlebte Situationen. Das macht mich dann nachdenklich, glücklich oder auch traurig. Aber alles ist verbunden mit dem realen Leben.

Meine Tante bemühte sich, aus mir einen gläubigen Menschen zu machen. Zu ihren sonntäglichen Kirchgängen nahm sie mich mit. Die feierliche Atmosphäre erweckte in mir, wenn auch kindliche, doch erhabene Gefühle, die sich leider verflüchtigten, wenn der Priester mit dem Klingelbeutel von Reih zu Reih ging, um Geld einzusammeln. Das ärgerte mich und eines Sonntags warf ich einen Knopf in den Beutel, was mein so gläubiges Tantchen natürlich bemerkte und mich von nun an von den Kirchgängen zur Strafe ausschloss.

Sie hat mir aber für mein ganzes Leben das größte Geschenk gemacht. Sie vermittelte mir das Gefühl und das Verstehen für die schönste Zeit des Jahres, das Weihnachtsfest. Dazu gehörten die wunderschönen alten Melodien, das Flair der geheimnis-

vollen Vorbereitungen, zu denen die Gerüche des Lebkuchenbackens, die Freude, ein erhofftes Geschenk für geliebte Menschen zu kaufen oder selbst anzufertigen, die Ausschmückung der Räume mit weihnachtlichem Schmuck, in die glücklichen Augen der Kinder zu schauen und die Freude der Erwachsenen über ein gelungenes Geschenk mit zu erleben, alles das hat sich unauslöschlich in mein Herz gepflanzt und einen tiefen Wiederhall gefunden. Dafür spreche ich mein Leben lang meiner Tante Heda den größten Dank aus und möchte Abbitte tun für meine dummen Streiche, die ich als Kind lustig fand, ihr aber wehtaten.

In meinen Gedanken lebt sie und wird mir immer, besonders zur Weihnachtszeit, im Gedächtnis bleiben.

Ich habe diese Gefühle nie verraten, auch später nicht, nach meiner Heirat, als in Tbilisi Weihnachten offiziell nicht gefeiert wurde. Und so habe ich mit meinen Kindern und vielen meiner deutschen und georgischen Freunde dieses Fest gefeiert. Ich glaube, es war auch für sie alle ein wohlgelungenes Zusammensein mit glücklichen Augen, viel Freude und heiteren Stunden, die wir gemeinsam verbringen durften.

Aber ich schweife ab, das geschah ja alles viel später.

Zurück in die Kindheit. Wir lebten eine Zeit lang in Neiß, wo ich auch anfang in die Schule zu gehen. Außer der großen, mit allerhand Schleckereien angefüllter Schultüte, die jedes Kind zur Einschulung bekam, habe ich keine nennenswerten,

guten Erinnerungen an diese Zeit. Eher sind sie negativ gewesen. Gleich im ersten Schuljahr bekam ich eine deftige Ohrfeige von der Lehrerin. Ich behauptete stur, das geheiligte Wort „Führer“ wird ohne „h“ geschrieben. Rechtschreiblich hatte sie natürlich recht, aber war es nötig, gleich zuzuschlagen? Nun, andere Zeiten, andere Sitten. Die Neiße-Schulzeit war mir dadurch vergällt.

Doch es gab noch andere schreckliche Ereignisse. Ein Kindermörder trieb sein Unwesen. Er erstach mit Vorliebe kleine Mädchen. Um in unsere Wohnung zu gelangen, musste ich durch einen dunklen Torbogen, und nicht nur einmal packte mich die Angst, bis mir Mutter die Wohnungstür öffnete. Gott sei Dank, wurde er bald ergriffen und verschwand für immer.

1938 erlebte ich in Neiße die „Kristallnacht“. Am 9. November demolierten faschistische Gruppen bis an 7500 jüdische Geschäfte, zerstörten Synagogen. Die Straßen waren bedeckt mit Glasscherben, chaotisch war die Stadt. Mit meinem kindlichen Verstand kam mir so viel Vernichtungswut grausam vor, wurde ich doch von Zuhause dazu erzogen, niemandem weh zu tun. Wir gingen mit entsetzten Augen durch die Straßen und konnten und wollten nicht glauben, dass das alles nur aus reiner Lust am Vernichten geschehen war. Meine Mutter ahnte furchtbares, als in der Stadt Gerüchte von verschwundenen jüdischen Menschen aufkamen.

Wenn es einige guten Erinnerungen gibt, sind diese verbunden mit dem engsten Familienkreis. 1938 und 1939 wurden meine Schwestern geboren, Adelgund und Hartwiga. Man merkt, es sind zeitentsprechende Namen. Später sollte noch ein Stammhalter „Siegfried“ dazu kommen. Ich, als Dorothea, war das „Gottesgeschenk“ für Müttern, im wahrsten Sinne des Wortes, denn ich stand ihr in unseren schwersten Zeiten hilfreich zur Seite und versuchte, als ihre älteste, das Dasein zu erleichtern.

Ich liebte meine Schwestern, hatte ich doch jetzt etwas Warmes, Lebendiges in die Arme zu nehmen. Meine Puppen kamen nun ins Abseits. Ich erkämpfte mir das Recht, den Kinderwagen zu schieben, war stolz und glücklich dabei. Mein kleiner Freund, ein Sohn von Mutters Freundin, kam ebenfalls ins Hintertreffen, er nahm es mir übel, dass wir nicht mehr so oft „Kaufmann“ spielten. Ich hatte zu Weihnachten einen großen Laden mit allem Drum und Dran, Waage, Lebensmitteln, Verpackungen und Tütchen bekommen. Die Regel war: alles, was herunterfiel, durfte gegessen werden, alles andere wurde zum Verkauf an die Mitspieler-Kunden angeboten.

An eines muss ich noch denken. Es ist wenig erfreulich, da ich von meinem Vater ein paar deftige Ohrfeigen bekam. Ich wollte nämlich auf keinen Fall von links nach rechts schreiben, wie alle christlichen Menschen, sondern von rechts nach links.

Ob mich da irgendwelche geheimnisvollen Gene dazu zwangen? Jedoch in unserem Ahnen-Büchlein, bin ich unbescholten. Der einzige Makel unseres Namens ist vielleicht auf der Meißener Burg zu finden, wo auf einem Wandgemälde ein Raubritter namens Kunz sein Unwesen treibt. Eher wären meine Kinder zu solch ungewöhnlicher Schreibweise berechtigt gewesen. Mein guter Mann Lewan stammt zwar aus einer alten georgischen Fürstenfamilie, die von der Geschichte ziemlich gebeutelt wurde und die letzten Besitztümer während der russischen Revolution verlor. Daran ändert auch die Tatsache nichts, dass die Familie zwei heiliggesprochene Märtyrer aus dem 8. Jahrhundert aufweist, die durchaus nicht gewillt waren, sich von den Eroberern beschneiden zu lassen. David und Konstantin haben ihre Grabstätte in Westgeorgien, in einer ihnen zu Ehren einfachen erbauten Kirche. Alles das ändert nichts daran, dass Lewan auf dem Baby-Foto bauchliegend mit asiatisch munteren Schlitzäuglein in die Welt schaut. Sollten sich da etwa fremde Gene eingeschlichen haben?

Aber ich schweife ab. Wir waren in Neiße. Die Zeit dort ging bald zu Ende.

1940 zogen wir nach Breslau, wo wir bis zur Evakuierung 1944 lebten. Hart war auch die Schulzeit hier, hatte sich doch am System nichts geändert, im Gegenteil, es ging seiner Blütezeit entgegen. Auch in dieser Schule wurde ich mit dem Rohrstock auf die Hände geschlagen. Die Gründe dafür sind mir

nicht im Gedächtnis geblieben, dafür der Schmerz und die Demütigung für das ganze Leben. Ob ich zu starrköpfig war, oder zu aufrührerisch, jedenfalls griffen die Lehrer sehr schnell und oft zum Stock, sie sahen in dieser Methode das Allerheilmittel für eine zeitgemäße Erziehung. Mut und Abhärtung schon im Kindesalter war die Voraussetzung für den erwünschten siegesbewussten, lichten und selbstbewussten Arier des tausendjährigen Reiches. Ach, wenn der Stock so durch die Luft zischte und in Erwartung des Schmerzes das arme Menschlein sich am liebsten in die Hosen gemacht hätte, und die dünnen Finger gleich darauf anschwellen und elend weh taten, da war an kein siegesbewusstes Ariertum mehr zu denken. Zweimal bekam ich die Gelegenheit, meinen Mut zu beweisen. Bis heute kann ich mir den Schmerz vorstellungsgemäß hervorrufen.

Die Psychologen behaupten ja, dass insbesondere das Schlagen auf die Hände Trauma erzeugen, die ungeahnte Folgen zeigen können. Nun, einen Seelenforscher brauchte ich nicht, das war nicht meine Sache. Lasst Euch eines auf den Weg geben, bitte schlagt Eure Kinder niemals auf die Hände.

Gerne denke ich an meine Lernerfolge und an die weihnachtlichen Aufführungen. Da bekam jede Schülerin eine Rolle zugeteilt. Ich sollte ein Engel sein (obgleich zweimal gezüchtigt), der Geschenke auszuteilen hatte. Die Anfertigung eines Engelskostüms war schon aufwendig, die Suche nach den nötigen Flügeln noch aufregender. Tante Heda wusste Rat, wie im-

mer. Wir liefen viele Geschäfte ab, fanden doch endlich, was wir uns vorgestellt hatten. Die Auswahl war groß. Da gab es Große, die bis zum Fußboden reichten, für mich, Sünderin, zu pompös, auch Goldene waren nichts für mich, Silberne aus Presspappe, die fand ich zu hässlich, aber da sahen wir weiße Flügel mit Silberstaub bestreut, halblang, das waren die richtigen, die mir sehr gefielen, denn die kleinen, kurzen empfand ich als zu ärmlich und die aus echten Federn wollte ich nicht anfassen. So waren unsere Bemühungen belohnt worden.

Es machte uns beiden überhaupt riesigen Spaß, durch die Straßen zu schlendern, wenn der Tag sich dem Ende zuneigte und die Stadt mit ihren prächtigen, hellerleuchteten Schaufenstern sich im geheimnisvollen Zwielficht der Abenddämmerung ergab. Es war eine lebendige, vom Leben ihrer Bürger durchflutete Stadt, voller Menschen, die entweder gemütlich dahin schlenderten, aber auch eilig auf dem Weg zu ihrer Arbeit waren oder zu ihren Familien strebten und noch hastig etwas einkaufen wollten. Diese Stadt war mir ans Herz gewachsen, und doch sollte ich sie niemals mehr wiedersehen. Es ist gut, dass man die Zukunft nicht voraussehen kann, es wäre zu traurig gewesen.

Eines der schönsten Erfolgserlebnisse war, als Vertreter des staatlichen Rundfunkkinderchors Breslau in die Schule kamen, um gesangbegabte Kinder auszuwählen. Die ganze Klasse war

aufgeregt, jedes Mädchen (damals gab es noch keine gemischten Klassen) wollte in diesen profilierten Chor aufgenommen werden. Als die Reihe zum Vorsingen an mich kam, zitterte anfangs meine Stimme vor Aufregung. Doch bald fing ich mich, und es gelang mir das Lied „Und in dem Schneegebirge“ mit sicherer und klangvoller Stimme vorzutragen. Zu meiner größten Freude wurde ich aufgenommen.

Von nun an pilgerte ich zweimal die Woche den ziemlich langen Weg zu Proben und Rundfunkaufnahmen ins Studio. Ich war stolz, das alles zu schaffen, mit alledem ganz gut zurechtzukommen und glücklich meinem geliebten Hobby nachkommen zu können. Die Atmosphäre im Studio gefiel mir ausnehmend und mit größtem Vergnügen machte ich mit.

Leider machte auch hier nach ein-zwei Jahren der Krieg diesem vielversprechenden Anfang ein Ende. Er griff zum ersten Mal und später noch oft in mein junges Leben ein.

Eines Tages überraschten uns unsere Eltern mit dem genialen Vorschlag, in die Vorstadt Breslaus zu ziehen. Das war ein Schlag unter die Gürtellinie, besonders für mich eine Katastrophe, liebte ich doch schon damals den Großstadttrubel, das Fluidum, die in den sinkenden Tag hinein vom Trubel erfüllten Straßen, die vom Lichtermeer überfluteten Plätze. Das alles, die Schaufensterbummel sowie die wahrscheinlich oft überflüssigen Kauforgien mit meiner liebsten Begleiterin, konnte und wollte ich nicht missen.

Daher behauptete ich trotzig, Ballerina werden zu wollen. Ich tanzte schon als Kind leidenschaftlich gerne, und, wie im Traum, kommt eine Erinnerung: Auf einem lichtumfluteten Balkon wird ein Seidentuch in die Höhe geworfen, es schwebt langsam herunter, bauschig, dem Kind zu Füßen, das diese geschmeidigen dahinfließenden Formen darzustellen versucht. Gelingt es, so wird das Ganze mit einem glücklichen Lächeln wiederholt.

Der Hintergrund dazu war nun eine schöne, schwarzhaarige Nachbarin, eine Tänzerin, die ich bewunderte, wenn sie allabendlich das Haus verließ, um ins Theater zu gehen. Sie war Jüdin und das Schicksal hatte sie, wie so viele andere ihres Volkes, verschwinden lassen. Ich war traurig, sie nicht mehr sehen zu können, verstand jedoch nicht, was passiert war. Nun, dieser Ballerinen-Traum blieb ein Traum. Er sollte und konnte nicht verwirklicht werden, einmal deshalb, weil Muttern nicht in der Lage war mich in einer Ballettschule unterzubringen. Sie musste sich allein mit vier kleinen Kindern mühevoll durch die schweren Kriegsjahre schlagen. Unser Vater, schon 1939 eingezogen, kämpfte später in Russland bei Gomel. Er wurde 1943 schwer verwundet und starb noch auf dem Weg ins Lazarett. Von nun an hatte es unsere Mutter nicht leicht, allein mit vier minderjährigen Kindern die mühevollen Kriegszeiten durchzustehen. Da gab es manche schlimmen Aufregungen.

Ich sehe damals immer noch ihre von Schreck geweiteten Augen, als sie müde und abgespant einestages von der Arbeit nach Hause kam und tatsächlich mit ansehen musste, wie ihre neunjährige Tochter Adelgund auf dem Dach spazieren ging, von einem Mansardenfenster raus, zum anderen rein. Wie versteinert verharrte sie in Angst, wagte nicht zu rufen, denn „Gundi“, dieser Name, der für ein viel zarteres Wesen steht, als meine Schwester war, hätte vor Schreck vom Dach purzeln können. Adelgund war wie ein Junge. Sie kletterte auf Bäume, sprang über jeden Graben und fand stets etwas Außergewöhnliches, um uns Angst einzujagen. Bis zu der Grenze, dem Wunsch zu frönen, ein Junge zu sein, ging sie allerdings nicht, denn ihre Nichte, meine Tochter Natia, trieb es später im Alter von zehn Jahren so weit, dass sie es fertigbrachte, in der Toilette über dem Klobecken zu stehen, um wie ein Junge in dieser Stellung zu pullern. Das ging natürlich voll in die Hose. Aber irgendwie schaffte es unsere Mutter. Wir blieben gesund trotz unzureichender Lebensmittelzuteilungen.

Der Lebertran, eine zum Erbrechen scheußliche weiße Emulsion, war vielleicht das Lebenselixier. Es schüttelt mich noch heute, wenn ich mir unsere kampfbereite Mutter vorstelle, wie sie mit dem vollen Löffel anrückte. Da gab es kein Ausweichen, geschluckt musste es werden. Ich kann mich jedoch nicht erinnern, dass wir außer den obligatorischen Kinderkrankheiten jemals das Bett hüten mussten.

Zum anderen wurden wir auch bald evakuiert. 1944 wurde Breslau zur Festung erklärt. Die Bombenangriffe häuften sich, die Front rückte immer näher. Oft schreckte uns der Fliegeralarm nachts aus den Betten. Schlaftrunken wurden dann hastig ein paar Sachen ergriffen, immer hastig und zitternd zog man sich an, um noch hastiger in den Luftschutzraum zu eilen, wo wir hofften, vor Brand- und Sprengbomben sicher zu sein. Die Angst und das Grauen bei jedem Einschlag, die ganze furchtgeschwängerte Atmosphäre können wohl niemals bis zu Ende vergessen werden.

Das Schicksal schlug nun endgültig zu, zum ersten Mal entscheidend. Es sollte unser Leben vollkommen verändern.

Wir verließen Breslau, die Stadt, mit der wir vertraut waren, wo wir in unserem Hof mit allen Nachbarskindern „Mutter und Kind“ spielten, oder wetteiferten, wer das schönste Poesiealbum besaß. In dieses Büchlein schrieben Erwachsene und Schulfreundinnen ihre mehr oder weniger weisen oder poetischen Sprüchlein. Für das sehr behütete Taschengeld wurden zur künstlerischen Ausgestaltung des Textinhaltes die zu jener Zeit sehr beliebten Lackbilder gekauft.

Aber das war schon Vergangenheit, wir ahnten noch nicht, dass wir unsere Stadt nie wiedersehen sollten.

Ade, spielerische Kindheit! Die Hoffnung, einmal zurückzukehren, verließ uns noch nicht. Vorerst evakuierten wir in ein Dorf an der polnisch-deutschen Grenze. Hier nahmen uns

Omas Verwandten liebevoll auf, bis zur großen Odyssee, die ein Jahr später begann. Es war damals noch ein deutsches Fleckchen Erde und hatte den schönen Namen Ordenstal.

Eine breite, lange Durchfahrtsstraße mit rechts und links gelegenen reichen, auch ärmeren Häusern, führte durch den Ort. Ein geräumiger, zentraler Platz mit uralten Kastanienbäumen und dem traditionellen Wirtshaus bildeten den Mittelpunkt und waren gleichsam die Kreuzung des Ortes für die vier aus dem Dorf herausführenden Landstraßen.

In dem im Schatten der Kastanienbäume liegenden Wirtshaus ging es samstags hoch her, und die Dorfjugend tummelte sich da so herum in der Hoffnung, ein Histörchen zu erleben. Kam der Herbst, wurden die dicken, glänzenden Kastanien für die Hausschweine gesammelt. Lustig war es dabei auch, und wir hatten soviel gemeinsamen Spaß.

Die Arbeit im Feld und Garten machte ich gern, obgleich diese für ein elfjähriges Stadtkind zum Teil anstrengend war. Ich mag es bis heute, mit den Händen in der Erde wühlen, pflanzen, gießen, jäten und mich daran freuen, wenn alles gedeiht. Es gab reiche Ernten an Obst und Gemüse. Die Kirschen und Birnen aber stibitzten wir mit Vorliebe in Nachbars Garten, weil es, erstens, immer besser schmeckt und, zweitens, verbotenes Treiben und der dazugehörige Nervenkitzel alles abenteuerlicher erscheinen lässt. Im Spätherbst begann die Feldarbeit. Ich sehe mich, die schweren, vollen Kartoffelkörbe auf der Schulter, die

Furchen entlang stiefeln bis zum Pferdewagen, wo sie aufgeladen wurden. Wie gut schmeckten dann nach getaner Arbeit, abends am Lagerfeuer, die in der Glut des verbrannten Krautes heißen, nach Erde duftenden, gerösteten Kartoffeln.

So verging Sommer und Herbst. Im Winter war das Leben auf dem Dorf eintöniger. Im Garten suchte ich die letzten Blumen, um sie vor Vaters Bild zu stellen. Mutti freute sich sehr darüber, und ich, die sich als einziges seiner Kinder an ihn erinnern konnte, schaute auf das Bild und verlor mich in vergangene Zeiten, und meine Trauer wollte und wollte nicht weichen. Meine beiden Schwestern waren noch zu klein, um sich auf ihren Vater besinnen zu können, und meinen kleinen Bruder, der sich erst 1943 die Welt eroberte, konnte der stolze Erzeuger nicht einmal in seine Arme schließen. Es war eine traurige, beklagenswerte Zeit.

Das Dorf hatte, Gott sei Dank, eine Schule. In dieser wurden gleich drei Klassen zugleich in einem Raum unterrichtet, was jedoch den Vorteil hatte, uns einen langen Schulweg ins nächstgelegene Dorf ersparen zu können.

Ab und zu bahnfahrte ich allein nach Breslau. Das war nicht ganz einfach, da man über Wiesen und Felder laufen musste, um zum Bahnhof zu gelangen. Ich hatte nie Angst dabei, gab es mir damals schon das Gefühl, selbstständig zu sein, worauf ich stolz war.

So verging ein Jahr, und in dem abgelegenen Dörflein vergaß man fast den Krieg. Bis auf eine furchtbare Nacht, als der Himmel feuerrot erglühte, alle Dorfbewohner auf die Straße liefen, um das schauerliche Ereignis anzusehen. Es war die Nacht, als Dresden und seine Menschen in einer noch niemals dagewesenen Feuerlohe in Schutt und Asche verbrannten, weil die westlichen Alliierten Brand- und Phosphorbomben über der Stadt abgeworfen hatten. Tausende phosphorverkohlte, geschrumpfte Leichen bedeckten ihre, jetzt kaum noch erkennbaren, Straßen und Plätze.

Trotz allem muss ich aber sagen, dass wir als Kinder da auf dem Dorf eine ziemlich unbeschwerte Zeit verbrachten. Mit Spielen und Singen und heimlichem Hinterher-Spionieren bei den Bemühungen der älteren, sich liebevoll zusammenzurau-fenden Jugend fanden wir unseren Spaß, waren doch unsere kindlichen Gemüter noch weit davon entfernt, sich in irgendwelchen konkreten Vorstellungen zu ergehen. Sexualerziehung in Bildern für Kindergärten und Schulen, sowie Fernsehen, das alles im Detail zeigt, gab es noch nicht, und überhaupt war dieses Thema ein großes Tabu.

In diesem Dorf blieben wir bis Januar 1945. Der Krieg ging dem Ende zu. Bisher hatten wir dem Feind noch nicht ins Auge geschaut. Das sollte bald anders werden. Eines schönen Tages näherten sich die ersten Rote-Armee-Spähpanzer. Ich sah sie

von weitem anrollen. Es war ein Spähtrupp, der den Weg für die nachfolgende Armee auskundschaften sollte. Der Feind zeigte sich also, war aber noch nicht da. Die Situation war spannungsgeladen. Das Dorf erstarrte in Bewegungslosigkeit. Da fuhren sie auch schon an die Kreuzung, an der auch unser Haus stand. Lähmende Angst ließ die Dorfbewohner sich in ihren Häusern verstecken. Das Dorf lag wie ausgestorben. Wir Kinder aber konnten den ganzen Umfang der Misere noch nicht begreifen, und, obwohl die Atmosphäre geschwängert war mit Grausen und Beklemmung, siegte bei uns Kindern die Neugier über das Angstgefühl. Ich schlich mit noch ein paar Mutigen an den Hinterfassaden der Häuser entlang bis zu den Hausecken, von wo aus wir die weiteren Ereignisse zu sehen erhofften. Der Schreck ließ uns wie festgenagelt auf der Stelle stehen bleiben. Zum ersten Mal musste ich erleben, wie ein Mensch totgeschossen wurde. Das war der erste Tote, den ich in meinem Leben sah. Da hatte sich nämlich so ein fanatischer SA-Mann in voller Uniform zur patriotischen Aufgabe gemacht, diese Panzer im Alleingang mit einer Panzerfaust zu vernichten. Ehe er seinen Vorsatz ausführen konnte, war er bereits ein toter Mann. Das war das erste Aufeinanderprallen meiner Ordenstaler Dorfbewohner mit der feindlichen Macht. Das alles hinterließ bei uns kein gutes Gefühl. Jeder ahnte Schlimmeres und tatsächlich zwei Tage danach wurden alle zwangsevakuert. Niemand durfte in dem Ort bleiben.

Auf der Flucht ins Unbekannte

Die große Odyssee nahm ihren Anfang. Zwei Tage war Zeit, das Nötigste auf Pferdewagen zu laden. Im Treck traten wir den langen, langen Weg ins Ungewisse an. Es war Januar, einer der kältesten Winter seit vielen Jahren. Doppelt und dreifach in warmer Winterkleidung, die jede Bewegung erschwerte, zogen wir aus dem Dorf. Kurze Zeit darauf erfuhren wir, dass es über die Tschechoslowakei in die noch freien deutschen Sudetengebiete gehen sollte. Unser eigenes Ziel sollte nach vielen Umwegen, Unterbrechungen und Krankheiten die Stadt Leitmeritz werden. Bis dorthin mussten wir noch unzählige Städte und Orte hinter uns lassen. Übernachtet wurde meistens in Schulen, in leeren Klassenräumen oder Turnhallen auf Strohschütten, auf denen bereits unzählige Flüchtlinge geträumt hatten. Heute fast unglaublich, aber man schlief vor Erschöpfung bald ein, obgleich oft, wohl an 100 Menschen in so einer Halle schnarchten, oder auch nicht.

Essen wurde organisiert ausgeteilt. Ich verspüre noch die Angst, als Mutti einmal lange fortblieb.

Am nächsten Tag, in der Frühe treckten wir weiter über vereiste oder verschlammte Landstraßen. Die Pferdewagen blieben

stecken, Räder gingen entzwei, es wurde geflucht und verflucht, aber man half sich gegenseitig weiter, war doch das Dorf bisher im geschlossenen Treck geblieben. Alle kannten sich oder waren verwandt miteinander.

Um uns herum war bereits Frontgebiet. Geschützfeuer donnerte überall. In der Ferne färbte sich der Himmel rot von den Bränden, die alles in Schutt und Asche legten. Wir versuchten so schnell wie möglich diesem Inferno und unserer Angst zu entinnen. Doch die Angst hielt mich fest im Griff und wollte mich auch sobald nicht loslassen. Die Umstände waren ja nicht dazu angetan, einem kleinen Mädchen die Furcht zu nehmen. Sie nistete sich in mein Inneres ein, verkroch sich wie eine Schlange im Hochsommer unter einem Stein, um bei der geringsten Gelegenheit hervorzukommen. Ich sollte in meinem Leben noch oft aus verschiedensten Anlässen Angstzustände haben, vorerst aber blieben diese Anwandlungen meine treuen Begleiter.

Unterdessen blies uns der eisige Wind so richtig in die Rippen, was wahrscheinlich der Anfang einer schlimmen, doppelseitigen Lungenentzündung unseres noch nicht 2 Jahre alten Bruders Siegfried war. Das war der Grund, warum unsere Familie vom Treck getrennt und in der nahe gelegenen Stadt Schweinitz bei einem Arzt einquartiert wurde. Nun, mein Bruder machte seinem Namen Ehre und wurde natürlich auch unter der ärztlichen Hilfe gesund.

Wie sollte es aber weitergehen, nun waren wir völlig allein auf uns gestellt. Aber die deutsche Mentalität, die Organisation, die ja bekanntlich nach einem Sprichwort das halbe Leben bedeutet, sollte sich auch in diesem Chaos bewahrheiten. Von irgendwelchen höheren Mächten waren wir auf eine Liste gesetzt worden, nach der, die von den Trecks verlorenen Schafe auf Wehrmachtsautos weiter befördert wurden. In letzter Minute, wie heutzutage der letzte Autobus, Lumpensammler genannt, die verspäteten Nachtbummler auffiest, wurden wir mit anderen zusammen an den nächsten Bestimmungsort gebracht.

Der Himmel blieb rot, Gefechtssalven donnerten um uns her. Ich verspürte unermessliche Angst, saß zusammengekauert neben meinen kleineren Geschwistern und versuchte, soweit es in meinen Kräften stand, sie zu trösten. Endlos dünkte mir die Fahrt. Wie lange sie tatsächlich dauerte, ist meinem Gedächtnis entschwunden. Müde und zitternd vor Kälte kletterte ich vom Auto, als wir doch noch wohlbehalten in den letzten deutschen Auslandsgefilen eintrafen.

In einer Vorstadt von Leitmeritz fanden wir Unterkunft, ausgerechnet bei einem Polizeimeister, was uns ein paar Monate später in helle Angst versetzen sollte, denn im Mai, ein paar Tage vor der totalen Kapitulation Deutschlands waren die Offiziere aus den umliegenden SS-Schulen geflüchtet und suchten verzweifelt nach Verstecken. Das Haus eines Polizeimeisters eignete sich, ihrer Meinung nach, bestens dafür. Dieser ver-

schloss allerdings flugs Fenster und Türen und hatte die Hosen selber voll vor der anstürmenden Roten Armee. Bald darauf waren sie da, und wir, Kinder, waren diesmal nicht von Neugier geplagt, saßen wie verängstigte Hasen in unseren vier Wänden und harrten der Dinge, die nun kommen sollten.

Das Finale war erschütternd. In der Nähe unserer Ortschaft war ein Konzentrationslager gewesen. Die Häftlinge hatten sich am 9. Mai 1945 befreit und waren auf ihrem weiteren Weg in einer geschlossenen Kolonne auf die einzige Durchfahrtsstraße gestoßen. Nun hörten und sahen wir zum ersten Male diese armen der Ärmsten geknechteten Menschen. Zu Hunderten, in ihren schwarz-weiß gestreiften Anzügen, ausgemergelt vor Hunger, vernichtet an Leib und Seele, schleppten sie sich durch die Straße. Viele lagen entkräftet auf Leiterwagen, dem Tode näher als dem Leben. Andere schleppten sich mit Hilfe ihrer Leidensgenossen taumelnd weiter. Es war ein Bild des Grauens, was wir da zu sehen bekamen. Wir standen erstarrt vor Schreck und Angst, wussten wir doch nicht, wo wir diese Menschen in unserem Bewusstsein unterbringen sollten, wir, die siegesbewussten Supermenschchen, gedrillt in pompösen Aufmärschen und glänzenden Fackelzügen, erzogen im Geiste die Welt zu beherrschen. Wir waren plötzlich hilflos geworden. Und ein ungläubiges Erstaunen lag auf unseren Gesichtern, als dieser stumme und erbarmungswürdige Menschenzug die Soldaten der Roten Armee umarmten und Tränen der Freude über ihre

Gesichter rannen. Wir wurden Zeugen einer Verwandlung – ein leiser glücklicher Schimmer erschien auf den Gesichtern dieser Gemarterten, die nun endlich die Freiheit atmeten, was uns die ganze Schwere unserer Schuld irgendwie schon damals ahnen ließ. Nie in meinem, nun schon langen Leben werde ich dieses Bild vergessen können.

Gut, dass Ihr, meine damals noch kleinen Geschwister, Adelgund 6 Jahre, Hartwiga – 5 Jahre und Siegfried 2 Jahre, diese ganze Misere nicht bewusst in eure Herzen aufnehmen brauchtet. Das alles ist nämlich eine Belastung für das ganze Leben und prägte zum Teil meine Zukunft. Eine furchtbare Angst lähmte damals unser Denken und Handeln. Zu allem Übel wurde bei unserem Hausbesitzer - das Haus war sehr geräumig - eine kleine Gruppe unserer Befreier einquartiert. Im Unglück hatten wir jedoch Glück. Es waren keine von rohen Begierden getriebenen Soldaten, es waren Polit-Offiziere, die sich auch später bei dem Abendessen als gesittete Mannsbilder zeigten. Sie hatten nämlich unsere Mutter, sowie die Familie des Polizeimeisters dazu eingeladen. Nun trotz meiner unerfahrenen 12 Jahre hatte ich um Mutti Angst. War sie doch erst 35 Jahre alt und eine anziehende Frau. Mit großem Mut ging ich entschlossen in das Esszimmer und setzte mich demonstrativ auf Muttis Schoß. Man war zwar erstaunt, ließ mich aber sitzen bis alle schlafen gingen. Einer der Offiziere wollte meine Schwester Adelgund mitnehmen. Adelgund war ein hübsches Kind, und

meine Mutter versteckte sie schnell entschlossen in einer Wanne, die sie mit schmutziger Wäsche bedeckte.

Am nächsten Morgen zogen sie alle weiter, wir konnten wieder aufatmen.

Ich schreibe das alles für Euch, meine Lieben, für Euch, die Ihr noch das Einzige seid in meinem, nicht mehr allzu langem Erdendasein und für die ich doch noch lange leben möchte, und meine Augen sind nass vor Tränen, da ich Euch wünsche, niemals mit solchen Erlebnissen konfrontiert zu werden.

Auf dem Heimweg nach Schlesien

Das Leben geht jedoch weiter, und auch wir machten uns auf den weiten, langen Weg in die zerstörte Heimat.

Vordem konnte unsere Mutter noch ein paar Lebensmittel, Konserven, Würfel-Suppen usw. aus einem gewaltsam geöffneten Depot erkämpfen. Diese wurden im großen Kinderwagen unter der Matratze von Klein-Siegfried gelagert. Vorne lag ein Holzbrett, auf welches Hartwiga gesetzt wurde, alle anderen Habseligkeiten, nicht viel, da wir das Meiste ja auf dem Pferdewagen der Verwandten gelassen hatten, schleppte Mutter, ich und Adelgund auf unserem Rücken durch die Landschaft. Und so zogen wir, wie „Mutter Courage mit ihren Kindern“ ganz allein von Dorf zu Dorf, auf kilometerlangen Landstraßen, und unsere Arme wurden immer länger und unsere Rücken immer gebeugter von der Last, die zu tragen war.

Da muss ich an einen Zwischenfall denken. Einmal machten wir Halt auf einer Landstraße, um uns auszuruhen. Ich trug eine Schultasche auf dem Rücken, die ich mit großer Erleichterung in das hohe Gras warf. Sie war sehr schwer, es waren nämlich darin unsere letzten Reichtümer, wie Silberbestecke usw. Mein Rücken schmerzte, und mit geschlossenen Augen gab ich

mich der Erholung hin. Fühlte mich auch leichter, ab wir weiterzogen. Doch, oh Schreck, nach ungefähr 1 km wurde mir bewusst, warum ich so beflügelt weiter schritt. Der Schulranzen lag noch im Gras. Wir liefen sofort zurück, die Schultasche hatte sich jedoch schon einen anderen Besitzer gesucht. Nun besaßen wir nichts mehr, was wir hätten gegen Lebensmittel eintauschen können.

Doch wir zogen weiter, kamen durch verbrannte Wälder, in denen nur noch die verkohlten, schwarzen und zersplitterten Baumstümpfe aus dem Erdboden ragten. Wir kamen an Feldern und Wiesen vorbei, auf denen verendete Kühe und Pferde lagen und einen bestialischen Gestank verbreiteten. Seitdem kann ich riechen, wo etwas Totes liegt. Am Wege lagen verlassene Häuser. Einmal, als wir wieder nichts zu essen hatten, ging Mutter und Adelgund in so ein ziemlich abgelegenes Haus, um etwas Nahrhaftes zu suchen. Ich wartete mit Skonny und Pupsi am Wegrand und sah beide nach kurzer Zeit bleich und verstört herauskommen. Sehr spät hatten sie die Warntafel mit der Aufschrift „Vermint“ bemerkt. Es war ein Wunder, dass sie überlebten. Ich weiß nicht, wie es hätte weitergehen sollen, wäre etwas mit Mutti und Adelgund geschehen. Ich war damals zwölf Jahre alt, Pupsi (Hartwiga) fünf und Skonny (Siegfried) zwei. Ich war vor Schreck wie gelähmt. Stand da auf der Landstraße, zitterte am ganzen Leib, und die Tränen liefen mir über das Gesicht. Ich war doch noch zu klein und unbeholfen,

um allein die Verantwortung für die Kleinsten zu übernehmen. In diesem Augenblick kam ich mir so allein und verlassen vor. Mutti umarmte mich und versuchte zu trösten, aber die Vorstellung, dass ich meine Lieben zerfetzt von der Mine durch die Luft hätte fliegen sehen können, ließ mich hysterisch weinen. Nur nach und nach beruhigte ich mich.

So zogen wir immer weiter, allein auf uns gestellt, tagelang, wochenlang, und der Weg wollte kein Ende nehmen, bis nach Breslau war es noch weit. Ich kann mich nicht erinnern, was wir zu Essen hatten. Nur, dass wir ab und zu das Glück hatten, bei Bauern ein Mittagessen zu bekommen. Ansonsten ist eine große Leere in meinem Gedächtnis und in meinem Bauch, was Essen und Nachtlager anbelangt.

Einmal hatten wir das Glück, ein Säckchen Korn zu finden, das Mutti dann in einer, an der Landstraße gelegenen Militär-Russen-Bäckerei gegen Brot eintauschen konnte. Es war das typische, schwarze Verpflegungsbrot für die Armee. Wir aber standen und verzehrten gierig das noch heiße, duftende Brot auf offener Straße, und es schmeckte uns wie der leckerste Kuchen.

Es ging weiter, immer weiter, bis wir nach Schlesien in ein Dorf kamen, wo wir vor Erschöpfung nicht mehr weiter konnten. Es war eine Schule, verlassen, schmutzig und verwahrlost. Da säuberten wir ein Klassenzimmer, wo wir 3-4 Wochen lang ausruhten. Es war Hochsommer, heiß und trocken. Die Luft flimmerte vor Hitze, die Wiesen und Felder strömten einen

würzigen Duft aus. Ruhe war um uns herum. Ich genoss diese Stille, nur das Glöckchen der kleinen Dorfkirche, die nahe an dem hinter dem Schulgebäude gelegenen Garten stand, unterbrach die so verdiente Ruhe. Der hinter dem Haus gelegene Garten gab uns etwas Gemüse, in den nahe gelegenen Bauernhöfen gab man mir etwas Milch. Ich empfand das Leben wieder geordneter bis auf einen Tag, der mich den Träumereien entriss und wieder an den Krieg und seine Folgen erinnerte.

Der Ort, der unsere Ruheinsel hätte sein sollen, war vorher Frontgebiet, das nach dem Abzug der Truppen vermint worden war. Als die Bauern anfangen die Felder zu bestellen, stießen sie auf die verdeckten Minen und fanden einen grausamen Tod.

Da erwachte ich jäh aus meinen zukunftsfrohen Gedanken und wurde wieder in die entsetzliche Wirklichkeit zurückversetzt. Die Totenglocke läutete und läutete noch oftmals in der sommerlichen dörflichen Stille, und das Gefühl, das mich jedes Mal dabei ergriff, ist mir bis heute geblieben.

Diese kurze Erholung fand eines Samstags ein jähes Ende. Adelgund, Hartwiga und Siegfried hatten gerade gebadet, als wir ein Geschrei vernahmen. Ein paar Minuten später standen polnische Soldaten, das Gewehr im Anschlag in der Tür. Die Angst hatte mich wieder gepackt. Mit zitternden Händen half ich der Mutter die Kinder anzukleiden. Das musste in Sekundenschnelle geschehen, viel Geduld besaßen diese schießwütigen Eindringlinge nicht. Dazu kam, dass ich mich erinnerte,

ein Turnhemd mit der typischen schwarz-weiß-roten Raute aus der Schulzeit zu besitzen. Heillose Furcht ergriff mich, als ich mir ausmalte, wenn sie es fänden. Aber der bittere Kelch ging vorüber. Ehe wir uns umsahen, standen wir auf der Dorfstraße. Es blieb keine Zeit, um die letzten Habseligkeiten aus dem Haus zu holen.

Da lagerten schon die anderen, ebenfalls aus ihren Häusern verjagten Dorfbewohner. Die folgende Nacht kampierten wir alle am Straßenrand, um dann am nächsten Morgen unter Bewachung bis an die neue deutsch-polnische Grenze geführt zu werden.

Unser Traum von der Rückkehr nach Breslau war damit ausgeträumt. In entgegengesetzter Richtung verunsicherten wir wieder einmal die Landstraßen, die uns bis jetzt die Hoffnung verliehen hatten, endlich unsere Heimatstadt wiederzusehen. Ich war vollkommen niedergeschlagen, aber das Leben, das Schicksal und vor allem die große Politik hatten uns, wie so oft, ein Schnippchen geschlagen. Ein Teil Schlesiens und Breslau gehörten nun zu Polen. Das hatte fatale Auswirkungen, sollte es doch meinen weiteren Lebensweg und den meiner Familie bestimmen. Was hatte die Zukunft mit mir vor?

Bis zur neugezogenen Oder-Neiße-Friedensgrenze konnten wir uns an der „netten Begleitung“ erfreuen. Dort, in Cottbus, ließ uns die Militärbegleitung in alle vier Himmelsrichtungen vogelfrei unser weiteres Schicksal wählen. Uns zog es nach Nor-

den, ins Branderburgische. Da wohnte eine Großtante mütterlicherseits in Berlin, die uns, Ärmsten der Armen, aufnahm. Sie wohnte zwar auch beengt, da ihre Wohnung zur Hälfte von Bomben zerstört war, aber in schlechten Zeiten hält die Familie zusammen. Dort schliefen wir uns erst einmal alle gehörig aus. Ich hielt den Rekord. Vor Erschöpfung schlief ich fast drei Tage lang, bis man einen Arzt holte, um mich sanft in die Wirklichkeit zurückzuholen.

Ja, nun waren wir in dem ehemals schönen Berlin, das jetzt in Trümmern lag und wo die Straßen auf den ersten Blick nicht mehr zu erkennen waren. Aber auch dieser Trümmerhaufen wollte uns nicht behalten. Die Stadt war überfüllt und Zuzugsgenehmigungen gab es nicht mehr. Also weiter, immer weiter bis an die Ostsee. Der Leidensweg war noch nicht zu Ende, aber da wohnte die Familie von Mutters Bruder, meinem geliebten Onkel Albert. Er war während des Krieges mit Frau und zwei Kindern, Bernd und Peter, nach Wismar gezogen. Er war Flugzeugsingenieur bei Dornier gewesen und 1944 noch zum Kriegsdienst eingezogen worden. Niemand sah ihn wieder, er wurde als verschollen gemeldet. Seine Frau quetschte uns nun auch noch in ihre Wohnung, mich lieferten sie bei einer netten Nachbarin ab, die allein lebte und hoffte, ihren Mann bald aus der Gefangenschaft zurückzubekommen. Ich habe liebe Erinnerungen an sie, pflegte sie mich doch liebevoll, als ich nach dem langen, langen, entbehrungsvollen Weg mit vollem Aus-

schlag und Furunkeln zu kämpfen hatte. Besonders einer war sehr tief und hartnäckig, wollte und wollte nicht heilen. Antibiotika gab es keine, mein Antibiotikum war die Ostsee mit ihrem salzigen Wasser und ein kleiner Dackel, der die Wunde am Unterschenkel gerade so erreichte und diese mit seiner Naturheilkraft beleckte, und oh, Wunder, es wurde besser, die Wunde heilte, aber das Loch blieb. So fing unser Leben in der alten Hansestadt Wismar an. Sie wurde uns nach den Irrfahrten zu einer zweiten Heimat, in der bis heute noch zwei meiner Geschwister leben, und ich nur gute Erinnerungen an das Leben in dieser Stadt behalten habe.



Wismar, die neue Heimat

Und wieder erreichten uns die politischen Ereignisse und drückten ihren Stempel auf unseren weiteren Lebenslauf. Wismar war nämlich kurz vor unserer Ankunft englisches Gebiet gewesen, dann jedoch unter russische Oberherrschaft gestellt worden.

Ich muss feststellen, dass mich das alles wenig berührte, ich war ja noch so jung, ich wollte einfach irgendwo sesshaft werden, in einem Bett schlafen, jeden Tag etwas zu essen bekommen, ein geordnetes Leben, in die Schule gehen und Freundinnen haben. Die Angst vor Fliegeralarm, vor ungebetenen Gästen, vor endlosen Landstraßen, vor schicksalsträchtigen verbrannten Wäldern vergessen zu können. Für mich waren sie alle gleich, die Besieger Deutschlands. Ich wollte mein weiteres Leben in Ruhe verbringen. Ich konnte meine Mutter gut verstehen. Sie wollte und konnte einfach nicht mehr das soeben beendete Zigeunerleben wieder auf sich nehmen. Ihr Spruch war: „Ich gehe keinen Schritt weiter, nur noch in die Ostsee.“ Sie war eine sehr tapfere und starke Frau. Man muss ihr Bewunderung zollen, wie sie es schaffte, vier kleine Kinder alleinstehend durch diese Odyssee zu retten und uns gesund an Geist und Körper aufzuziehen.

Damit ging für uns alle ein mühevoller, kräfteaufreibender Lebensabschnitt zu Ende, der vor allem unsere Mutter oftmals an den Rand der Verzweiflung gebracht und die Arme sogar zu Selbstmordgedanken getrieben hatte. Nur ihre Kinder mögen es vollbracht haben, sie im letzten Moment vor dieser Verzweiflungstat zu retten.

Für mich, die noch leicht formbar und beeinflussbar war, begann ein ganz natürlicher Prozess, in den alle nach Kriegsende einbegriffen wurden – der Aufbau einer neuen Gesellschaftsordnung. Diese wurde gelenkt von den Idealen des „großen Bruders“ – der Sowjetunion. Da wir mit vielen Hintergründen nicht vertraut waren, meinten wir, diese Ideale vertreten zu können, besonders nach der Kriegsmisere. Die Sowjetunion erschien uns als das Paradies, was durch geschickte Agitation, durch Kunst, Film und Literatur untermauert wurde.

Ich fing an, die russischen Klassiker zu lesen, ergatterte in langen Schlangen Kinokarten, um die für uns inhaltlich vollkommen neuen, mit Atmosphäre geladenen Filme anzusehen.

In sozialer Hinsicht waren wir abgesichert. „Lernen, lernen, lernen“ war die Devise, es kostete keinen Pfennig, unbeschwert widmete ich mich meinem Studium, konnte Zusatzkurse unentgeltlich besuchen. Das Leben gestaltete sich kontaktreicher als bisher.

Langsam wurde ich in dieser geschichtsträchtigen, interessanten alten Hafenstadt heimisch. Wir bekamen 1946 in der

Poelerstraße 110 eine Wohnung, unsere Mutter fand als Krankenschwester im städtischen Krankenhaus Arbeit, ich ging wieder zur Schule. Von nun an ging es bergauf, auch wenn die Nachkriegsjahre in der russischen Besatzungszone Hungerjahre waren, Lebensmittel, Textilien, Schuhe waren schwer zu bekommen. Viele alleinstehenden alten Menschen starben den Hungertod. Wir konnten unsere Lebensmittelrationen nur etwas aufbessern, weil die kranken Bauern im Krankenhaus dem Pflegepersonal aus Dank ein paar Lebensmittel zukommen ließen. Manchmal brachte Mutti ein paar Eier, etwas Mehl oder Fett mit nach Hause.

Ich erinnere mich an die langen Schlangen vor den Geschäften. Da stand ich stundenlang, um etwas Essbares zu ergattern. Oft umsonst, denn die Belieferungen reichten auch für die Lebensmittelkarten nicht immer. Meistens musste ich diese Tortur auf mich nehmen, die anderen waren noch zu klein. Glücklicherweise und stolz brachte ich dann meine entstandenen Reichtümer nach Hause.

Wir konnten uns überhaupt zu den Glücklichen zählen. Die von Dornier für ihre Mitarbeiter gebauten Häuser hatten im Hinterhof alle einen kleinen Garten. Diesen, sowie eine Mansardenwohnung erbten wir von einer Nachbarin, einer alleinstehenden älteren Frau, die eines Nachts mit zwei Kofferchen das Weite suchte, das heißt, sie setzte sich in westliche Gefilde ab. Sie hatte Johannis- und Stachelbeersträucher gepflanzt,

die wir nun berupften. Mutter und ich fanden noch Zeit, das übrige umzugraben, zu säen, zu jäten und glücklich die Ernte zu erleben. Wir waren froh, unser eigenes Gemüse zu haben. Außerdem waren alle Hausbewohner mit Kaninchenzucht beschäftigt, da das Fleisch dieser Tierchen bekömmlich ist und in diesen Zeiten einen besonderen Leckerbissen darstellte. Jeder hatte ein paar Ställchen im Garten. Gutes Futter musste allerdings „organisiert“ werden, und so zogen wir, Kinder, los, auf den naheliegenden Feldern saftigen Klee zu stibitzen. Einer stand Schmiere, die anderen rupften. Beim Überleben halfen uns auch die gelben Rüben, in Mecklenburg „Wruggen“ genannt, organisiert auf Feldern, gekocht als Wruggen-Eintopf in der eigenen Küche. Er schmeckte uns, aber zwei bis dreimal in der Woche war des Guten zu viel. Jetzt würde ich diesen Eintopf gerne mal wieder essen. Sollte man das als Wruggen-Nostalgie bezeichnen?

Ein Gaudi gab es im Herbst für die Poelerstraße. Da brachten nämlich die Bauern weit und breit ihre Zuckerrüben in die Zuckerfabrik. Durch unsere Straße ging ihr Weg, und erschien ein Fuhrwagen am Horizont, so standen die Wegelagerer schon bereit. Wie die Affen kletterten die Poeler-Jungen hinten auf die Pferdewagen, und eine Rübe nach der anderen landete auf der Straße. Die Jungfrauen sammelten, und die Beute wurde ehrlich geteilt. Dann wurde es zur Pflicht der Erzeuger, die Rüben zu waschen, zu kochen, zu raspeln, auszupressen, um den

Saft stundenlang zu kochen, unter ständigem Rühren, bis der goldbraune Sirup aufs Brot gestrichen werden konnte. Lecker war's, und selig hoben wir unsere Augen gen Himmel und dankten Gott für die Beute.

Im Spätsommer, wenn das Korn von den Feldern eingefahren wurde, gingen wir zum Ährenlesen, oder, wie es hieß, zum Stopfeln. Mit krummen Rücken, tiefgebeugt und Habichtaugen, so dass sich kein Ährlein verstecken konnte, krochen alle, wie bei einer Suchaktion, über die von den Mähdreschern verlassenem sonnenbeschienenen Felder. Es war mühevoll, aber wir waren jung und voller Elan. Für die gesammelten Körner gab es das so lebensnotwendige Brot. Das junge Völkchen machte sich dabei aus allem einen Spaß. Unbeschwert wurde vom Leben alles sich Denkbare erobert, war doch der noch vor kurzem ständig lauende, alles an sich raffende Tod besiegt.

Das Leben nahm seinen Lauf, und bald stand das erste Fest nach dem Krieg vor der Tür mit einer außergewöhnlichen Bescherung.

Ob Ihr es glaubt oder nicht, aber so hat es sich zugetragen, mit einem lachenden und einem traurigen Auge.

Es war der Moment, als der unheilbringende und die Welt in tiefe Trauer stürzende Krieg endlich, endlich zu Ende gegangen war und den Menschen den ersehnten Frieden gebracht hatte. Doch es schien, dass sogar die Natur gesinnt war, die leidende Menschheit für ihre bösen Gedanken und Taten zu bestrafen.

Sie hatte einen bitterkalten Winter über das Land geschickt. Der Schnee knirschte bei jedem Schritt unter den Füßen und der Frost wollte und wollte nicht weichen.

Nagender Hunger wühlte in den Därmen der schon ohnedies verzweifelten Menschen und ließ diese nicht schlafen. Doch das war nur eine der zahlreichen Folgen des Krieges. Die Menschen suchten nach Wärme, jedoch Kohle und Brennholz gab es nicht. Draußen wirbelten dichte, weiße Schneeflocken und bedeckten im Nu die Erde. Die Fenster waren zugefroren und zeigten wunderschöne Ornamente aus Eiskristallen. Huch, war das aber kalt! Drinnen, in der frostigen Stube, saß ein kleines Mädchen. Mit klammen Fingern knipfelte und klappte es mit Stricknadeln, denn ein Paar warme wollene Socken mussten bis zum Heiligabend fertig werden, für die beste und tapferste Mutter, die es je für vier kleine Kinder geben konnte. Eine Socke war bereits fertig gestrickt. Für die Zweite musste aber zuerst noch ein Zuckersack aufgerappelt werden. Eine aufwendige und vor allem zeitraubende Arbeit. Ihr denkt jetzt wahrscheinlich, was hat so ein Zuckersack mit Socken gemein. Ja, so ein großer Sack hatte es in sich, und jedermann schätzte sich glücklich und reich, so etwas zu besitzen. Nicht, weil er nach seiner Bestimmung voller Zucker war, er war ja leer. Er war jedoch aus zweierlei Fäden angefertigt. Einer davon bestand aus einer wertlosen Kunstfaser, der andere, dem Himmel sei gedankt, oder, vielleicht, auch dem Hersteller, aus einem starken

wolleähnlichen Faden. Dieser Sack lag nun dem Kind zu Füßen und wartete darauf, aufgerappelt zu werden. Die Schwierigkeit bestand jedoch darin, die beiden Fäden fachgerecht zu trennen, was viel Geduld und Geschicklichkeit forderte. Hatte das Kind dann endlich mit viel Mühe ein Wollknäuel, konnte es weiterstricken. Immer schneller klapperten die Stricknadeln, in der Hoffnung die fertigen Socken doch noch rechtzeitig auf den Gabentisch legen zu können. Schweiß stand auf der Stirn, die Hände wurden feucht, und die Stricknadeln, die vermaledeiten, wollten nicht mehr gehorchen. Trotz allem wurde die Socke länger und länger, aber, oh je, nur bis zur Ferse.

Das Weihnachtsessen stand schon auf dem Tisch, an ein Weiterstricken war nicht mehr zu denken. Ein frugales, für heutige Zeit ärmliches Festessen stand auf dem Tisch, es schmeckte jedoch der ganzen Familie wie die köstlichen Leckerbissen, war es doch ein Weihnachtsmahl. Die traurige Realität versteckte sich im Hintergrund. Nur Freude lag auf den Gesichtern. Das teuerste der Gefühle, gemeinsam dieses Fest erleben zu dürfen, war in aller Augen zu sehen.

Danach kam der Höhepunkt des Abends. Alle warteten gespannt auf die Bescherung. Mit bangem Herzen brachte das Mädchen der Mutter ihre bescheidene Gabe dar.

Mit gemischten Gefühlen und Zweifel in den Augen, wie die Mutter das unfertige Geschenk wohl aufnehmen würde, verharrte das Kind in ängstlicher Erwartung auf ein vernichten-

des oder lobendes Wort. Gespannt wartete die ganze Familie auf das erlösende Urteil. Und siehe, es ließ nicht lange auf sich warten. Mit einem Schmunzeln auf dem Gesicht beugte sich die Mutter zu ihrer Tochter herab, umarmte und liebkoste diese von ganzem Herzen. Hatte sie doch erkannt, mit wie viel Liebe und Fleiß die Strümpfe für sie angefertigt wurden.

Obgleich aus dem halbfertig gestrickten Socken die Stricknadeln noch in alle Himmelsrichtungen ragten, als wollten sie das Weite suchen, besannen sie sich, das Kind tat ihnen leid, sie blieben ihm treu und warteten geduldig auf die baldige Vollen- dung. Es wurde ein sehr fröhlicher Weihnachtsabend mit viel Neckereien und Lachen über die anderthalb Socken.

Etliche Jahre waren vergangen. Wieder stand ein Weihnachtsfest vor der Tür. Meine kleinen Geschwister, die sich damals auf meine Kosten über die halbgestrickten eineinhalb Socken amüsiert hatten, waren schon erwachsen und hatten dem Alter entsprechende Wünsche. Eine von meinen jüngeren Schwestern hatte die extravagante Idee, sich einen Gummibaum zu Weihnachten zu wünschen. Nun, dieses zu der Gruppe der Ficusarten gehörende Gewächs war nicht ganz so leicht aufzutreiben. So zogen meine Mutter und ich los in die noch wenigen erhaltenen Blumengeschäfte unserer Kleinstadt. Die Freude war groß, als wir endlich so ein Bäumchen erwerben konnten. Zufrieden pilgerten wir am Weihnachtsabend, wie einst die Heiligen drei Könige nach Bethlehem, mit unseren Geschen-

ken zur Bushaltestelle, denn ein Auto besaßen wir damals aus verschiedenen Gründen noch nicht. Den Ficus hatten wir in den Kinderwagen zu Füßen meines zwei Monate alten Sohnes platziert. Der Bus war mit gut gelaunten, festlich gestimmten Menschen gedrängt voll. Man quetschte den Kinderwagen mit Kind und Ficus noch zwischen sich, und die Fahrt ging los bis zur Endstation. Hier ging das Aussteigen ohne größere Schwierigkeiten vonstatten, waren doch schon die meisten Fahrgäste ausgestiegen. Aber, oh Schreck! Von der nahegelegenen Küste erfasste uns ein eisiger Seewind, was dem Gummibäumchen gar nicht gefiel. So schnell es ging, hasteten wir die letzte Strecke zu Fuß bis zur Behausung meiner Schwester, die bereits in freudiger Erwartung auf uns und ihren Gummibaum wartete. Glücklicherweise enthüllte sie das Bäumchen, als ihr Blick plötzlich erstarrte. Die oberen Blätter waren erfroren und hingen, wie bei einem Dackel die Ohren, schlapp zu Boden. Der Anblick war so komisch, dass wir im nächsten Moment alle laut zu lachen begannen. Das arme Bäumchen sah zwar traurig drein, aber, wie es ja heißt, „Humor ist, wenn man trotzdem lacht“. Soweit ich mich erinnern kann, feierten wir alle weiteren Weihnachtsfeste ohne besondere Vorkommnisse. Sie verliefen aber genauso harmonisch und fröhlich, wie diese beiden, uns stets in Erinnerung gebliebenen Bescherungen.

Wir lebten und überlebten. Die Oma hatten wir jedoch verloren. Sie wurde vom Krieg durch die Weltgeschichte geschleu-

dert, und unsere Martha Mikolajczyk (mütterlicherseits) ging verloren. Wir wussten nicht, wo sie weilte, sie wusste nicht, wo wir sind, wir wussten nicht, ob sie am Leben ist, und sie wusste nicht, ob wir noch die Radieschen von oben beschauen. Unsere Mutter suchte, forschte, schrieb an die Suchstellen vom Roten Kreuz. Ihre Bemühungen wurden gekrönt. Eines schönen Tages bekam sie Nachricht aus einem Krankenhaus, dass die Oma verstorben wäre. Ja, wäre bedeutet nicht „war“ und nicht „ist“. Mutti fuhr hin, brachte die Oma lebendig heim. Die Freude war groß, besonders bei mir, lebte ich doch bei ihr in Breslau lange Zeit, als die Eltern in Neiße wohnten. Sie war eine herzensgute Frau, und wir liebten uns beide sehr.

Nun fehlten noch Onkel Albert, Muttis Bruder, Tante Heda und Onkel Josel.

Letzterer stand eines Tages mit seinem Frontkameraden in schmutziger, verschlissener Uniform unverhofft vor der Tür. Sie hatten Glück, waren zeitig aus der Kriegsgefangenschaft entlassen worden. Mein Lieblingsonkel Albert hatte ein härteres Schicksal: 1944 eingezogen, wurde er noch im selben Jahr als vermisst gemeldet, kein Mensch weiß, wohin ihn der Wind verweht hat.

Ein Mann war im Haus, er half überall, arbeitete, wollte aber auch rauchen. Da man gerade meiner Enkelin Keti, wie nicht selten, die außergewöhnlichsten Dinge verehrt, eine Tabakpflanze geschenkt hat, erinnere ich mich an unsere Tabak-

plantage, ein Minianbau in unserem Garten. Onkel Josel und ich waren stolze Besitzer und Züchter von Tabakblättern. Oh, Wunder, im hohen Norden gediehen sie, wurden nach fachgerechter Verarbeitung zu Glimmstengeln gedreht, und mein Onkelchen sog, wie einst an der Mutterbrust, glücklich an den Stängeln.

Nun war die Oma da, Onkel Josel, und Tante Heda fanden wir auch bald. Sie war die ganze Zeit, als Breslau Festung wurde, in der Stadt geblieben, überlebte und erlebte die fast vollständige Vernichtung der einst so schönen Stadt. Blieb ihr jedoch treu, auch als sie Wroclaw wurde. Oft besuchte sie uns in Wismar. Wir verbrachten dann eine schöne Zeit mit Spaß und Erinnerungen.

Das Schicksal greift ab und zu schwerwiegend ins Leben der Menschen ein. Das mussten auch wir erleben. Das Inferno in Breslau durfte Tante Heda überleben, ein paar Jahre später verunglückte sie während eines Besuches bei meiner Schwester Pupsi (Hartwiga) bei Warnemünde.

Es war der 8. Mai, ein schicksalsträchtiger Tag in der deutschen Geschichte – die totale Kapitulation Hitlerdeutschlands. Die Familie wollte in Kürze zu Mittag essen. Da überkam es unsere Tante, wie eine Anwandlung. Trotz einstimmiger Proteste wollte sie unbedingt mit der noch kleinen Annett spazieren gehen. Sie wollte ihr Vorhaben nicht aufgeben, es zog sie förmlich auf die Straße. Das Versprechen, bald wieder da zu

sein, verhallte im Leeren. Sie kam nie zurück. Nach längerem Suchen und Nachfragen bei Nachbarn und Polizei erfuhr dann meine Schwester, dass eine Frau mit einem Kind von einem Motorrad erfasst und überfahren wurde. Sie starb noch auf dem Weg zum Krankenhaus. Der kleinen Annett war, Gott sei Dank, nichts geschehen. Sie war in einer nahegelegenen Gärtnerei untergebracht worden und konnte bald in die Arme ihrer Eltern geschlossen werden.

Für mich war der Tod meiner Tante ein schwerer Schlag, hatte ich doch meine zweite Mutter und, als ich älter wurde, eine verständnisvolle Freundin verloren.

Wehmütig denke ich an unsere gemeinsam verbrachte Zeit zurück. So schwer war mir danach nur noch ums Herz, als ich Mutti verlor. Ich hatte wohl von allen meinen Geschwistern die tiefste und innigste Beziehung zu ihr, hatte ich doch die schwersten Zeiten bewusst mit ihr gemeinsam überlebt. Desto trauriger empfand ich es, während ihrer schweren Krankheit nicht an ihrer Seite weilen zu können, lebte ich doch schon zu dieser Zeit im fernen Georgien. Die schönen, mit ihr verbrachten Stunden und Abende blieben mir fürs Leben in Erinnerung. Besonders stimmungsvoll gestaltete sich unsere Vorfreude auf einen Theaterbesuch, auf eine Oper, oder Operette. Ich holte meine Mutter von der Arbeit ab, und wir spazierten durch den herbstlichen Park, in dem der Wind die braunen, gelben und roten Blätter von den Bäumen gewirbelt hatte. Diese herbst-

liche, von Ruhe getragene Stimmung in der abendlichen Dämmerung, die alle scharfen Konturen verwischt, erhöhte unseren Genuss auf das kommende Erlebnis. Bald lauschten wir entspannt der Musik und erfreuten uns an den gekonnten tänzerischen Darbietungen.

Langsam reifte in mir der Entschluss, meiner musischen Veranlagung eine Chance zu geben, hatte ich diese ja schon in Breslau unter Beweis gestellt. Das Wismarer Theater hatte eine ausgezeichnete Besetzung und, als drei meiner Klassenkameradinnen sich entschlossen hatten, zum Ballett zu gehen, war ich mit Enthusiasmus dabei. Vielleicht ging ein langer Traum in Erfüllung. Ein gutes Jahr verging mit Proben und kleinen Rollen im Theater. Unter Anleitung von Schauspielern und Tänzerinnen wurden auch in der Schule kleine Stücke inszeniert. Einmal bekam ich die Rolle einer Nebelfee. Mit zarten, grauweißen, an Nebel anmutenden Schleiern schwebte ich über die Bühnenlandschaft. Es gelang mir wahrscheinlich gut, denn ich bekam anhaltenden Applaus und musste alles noch einmal vernebeln.

Das Dilemma war aber, dass die Tanzproben mit dem Religionsunterricht, den Pfarrer Sukow uns angedeihen ließ, genau auf die Stunde zusammenfielen. Wir hatten die Qual der Wahl. Trotzdem der gute und verantwortungsvolle Pfarrer, der seinen Schäfchen den ganzen Sündenfuhl des Theaterlebens vor Augen führte, sich den Mund fusselig redete, gelang es ihm

nicht, uns vor den zukünftigen eventuellen Sündenfällen zu retten. Seine Überzeugungskraft reichte nicht, Glanz und Gloria des Theaters zu mindern. Mit dem festen Versprechen, allen Sünden zu widerstehen, entschieden wir uns für den Ballettunterricht. Bei unserem Alter viel es nicht schwer, das gegebene Wort zu halten.

Leider war unsere Theaterkarriere nicht von langer Dauer. Das Leben nimmt keine Rücksicht auf Mädchenträume. Nach einem Jahr vernichtete ein Großbrand das Wismarer Stadttheater, und meine Künstlerlaufbahn rückte in unabsehbare Ferne.

An einen Neuaufbau war vorerst nicht zu denken. Das nächstgelegene Schauspielhaus befand sich in Schwerin, eine Stunde entfernt und nur mit der Bahn zu erreichen. Wir konnten den Unterricht nicht schwänzen und so konnten wir wieder reuevoll zu unserem Pfarrer zurückkehren und ihn erfreuen.

Das Leben nahm seinen Lauf und gestaltete sich trotz der Enttäuschung für einen jungen Menschen vielschichtig und interessant.

Das Ende der Schulzeit rückte jedoch immer näher, das mit der zu dieser Zeit in Mode gekommenen Jugendweihe abschloss. Das war eine Feier, die anstelle einer Konfirmation oder Kommunion zelebriert wurde. Es konnten bei voller Glaubens- und Gewissensfreiheit alle Jugendlichen ungeachtet ihrer Weltanschauung sich daran beteiligen. Es war ein feierlicher Übergang von der Kindheit zum Erwachsensein.

Ich war, wie für alles Neue, davon begeistert und wollte unbedingt an dieser Feier teilhaben. Mit der Kirche und Religion hatte ich mich eigentlich nie richtig befasst, was Staat und Regierung damals auch nicht forderten.

Da saß ich mit den meisten meiner Klassenkameradinnen in einem schön geschmückten Saal und lauschte den etwas langweiligen Reden und den musikalischen Darbietungen. Ich hatte zur Feier des Tages ein wunderschönes bordeauxfarbiges Samtkleid mit viereckigem Ausschnitt und kurzen engen Ärmeln an. Es war ein Geschenk von meiner Tante – Vaters Schwester – aus Amerika. Ich war stolz, denn niemand besaß ein so schönes Kleid. Meine Mutter hatte danach eine kleine Feier mit unseren Freunden arrangiert.

Der Ernst des Lebens begann, ich stand vor der Entscheidung, wie die Zukunft gestaltet werden sollte. Eine entscheidende Rolle kam dabei einem uns befreundeten älteren Ehepaar zu. Die beiden kamen, wie wir, aus Breslau, hatten ebenfalls in Wismar eine Bleibe gefunden und sollten unserer Familie lange Jahre in Freundschaft verbunden bleiben, uns mit Rat und Tat zur Seite stehen.

Josef Seffner war sein Name, ein Tischlermeister, er empfahl mir und meiner Schulfreundin Helga Krause das Tischlern zu erlernen, um danach ein Interieur-Studium anzufangen. Das waren ideale Zukunftspläne.

Ich war in Wismar das erste Mädchen in diesem Männer-

beruf und bekam dann auch die gebührende Ehrung in Form eines Zeitungsartikels. Der Antrittstag rückte näher, ich verging vor Nervosität und hatte einen mächtigen Bammel vor der Lehrwerkstatt mit ihren hämisch und skeptisch auf mich schauenden männlichen, so selbstbewussten Figuren. Sie wunderten sich wahrscheinlich auch über den Mut eines Mädchens, das in seiner Unwissenheit diese Sache auf sich nahm und natürlich auch zu Ende bringen wollte. Schön, dass Helga sich ebenfalls entschloss, dieselbe Laufbahn einzuschlagen. Geteiltes Leid ist bekanntlich halbes Leid.

So werkelten wir zu zweit und ließen anfangs Gelächter und Spott über uns ergehen. Da machte man sich einmal gewaltig über mich lustig. Das erste selbständig gefertigte Kleinmöbel war eine Fußbank. Man sagte mir, ich solle das Ding in den Winkel stellen. Zwar wunderte ich mich, stellte die Bank aber doch in einen Winkel, d.h. in eine Raumecke. Lautes Gelächter bei den Jungen, sie bogen sich vor Lachen, denn mit „in den Winkel stellen“ war nicht die Ecke gemeint, sondern das Ausrichten der Fußbankfüße in den 45° Winkel.

Unser Lehrmeister Josef Seffner, im eigenen Kreise „Sep-pel“ genannt, war ein guter Psychologe und vor allem ein sehr gütiger Mensch. Er verschaffte uns, beiden Weiblein, bald Anerkennung, die wir mit guten Leistungen festigen konnten.

Diese Lehrwerkstatt hatte in Wismar einen guten Ruf und in der schweren Nachkriegszeit, in der viele Möbelhersteller am

Boden lagen, sehr viele Aufträge. Wir stellten Möbelstücke aller Art her und Helga und ich nahmen jetzt erfolgreich an der Teamarbeit teil, gleichberechtigt, wie zu erwarten war. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit wuchs, die Arbeitsatmosphäre war freundschaftlich, es machte einfach großen Spaß. Meister und Lehrlinge feierten immer gemeinsam, alles in allem war es eine gelungene Zeit.

Nach zweijähriger Ausbildung durften wir die Prüfungen für die Fachschule für angewandte und bildende Kunst ablegen.

Diese Schule wurde gerade in Wismar gegründet und Helga und ich hatten das Glück, hauptsächlich daran beteiligt zu sein. Es war ein schönes Erfolgserlebnis, aus eigener Kraft etwas aufbauen zu können. Viel Schweiß floss, aber mit großem Elan, Lachen und Spaß an der Sache brachten wir unsere Schule unter Dach und Fach.

Das Gebäude aus ehemaligen Pferdeställen auf einer weiten Wiese hatte nämlich unser Rektor, Werner Laux, Maler und Boheme-Figur, irgendwie ergattert. Kaum vorstellbar, dass alles in kurzer Zeit zu den verschiedensten Räumen für diverse Fachrichtungen eingerichtet wurde, mit Versammlungsräumen, einer geräumigen Aula, in der die tollsten Feste gefeiert werden konnten. Ausgestattet und dekoriert mit künstlerischer Phantasie, als Schiff oder malerische Landschaft. Jedem war es anheimgestellt, von der großen weiten Welt zu träumen und für eine Nacht geheime Wünsche wahr werden zu lassen. Unser

Abteilungsleiter erschien als fescher Kapitän auf der Kommandobrücke. Hula-Mädchen und lustig geschminkte Südseeinsulanerinnen hüpften, die Gelegenheit nutzend, sich einmal spärlich bekleidet zu zeigen, freudig in der Weltgeschichte umher. Es war ein feuchtfrohlicher Taumel, der erst spät in der Nacht, oder eher in der Frühe endete.

Gelernt wurde jedoch auch fleißig. Russisch bei einer waschechten Russin namens Katja, auch wenn die Ergebnisse spärlich waren, ist Russisch doch ein „schwerer Sprach“. An eine andere Mundart war vorerst nicht zu denken. Dafür wurde auf den Zeichenunterricht großer Wert gelegt. Die Nähe des Wohnheims zum Hafenviertel ließ uns zu jeder Tag- und Nachtzeit die faszinierende Atmosphäre mit seinen, aus aller Welt kommenden, großen Schiffen, Fischfangboten, Kuttern und Lotsenbooten den Fisch- und Teergeruch erleben, was sich später in den gemalten Bildern widerspiegelte. Das Zeichnen der Natur bekam Vorzug, sowie auch das Aktzeichnen. Die Schwierigkeit bestand allerdings darin, dass in Wismar kein einziges Aktmodell aufzutreiben war. Das bescheinigte nicht die zu hochgeschraubten Moralvorstellungen der lieben Wismarer, hatte eher andere Ursachen. So waren wir gezwungen, reihum in getrennten Räumen, das heißt, Männlein und Weiblein voneinander getrennt, Modell zu stehen, und diese ungewohnte Bewegungslosigkeit endete manchmal in einer Ohnmacht. Aber der Wunsch zu lernen war nach dem verlotterten Kriegsende

enorm. Experimente, wie den theoretischen Unterricht in dem stillen, von Blumenduft durchströmten Garten des Wohnheims zu legen, schlugen fehl. In den ersten 10 Minuten folgten alle eifrig den Bemühungen des sich abstrampelnden Lehrers, etwas in die Köpfe zu trommeln. Die kleinen grauen Zellen wurden bald müde und die Augen hingen nicht mehr am Lehrer, sondern an den blühenden Sträuchern und bunten Blumen, die ihren Duft verschwenderisch verströmten. Die Stimme des Lehrers verlor sich in weiter Ferne, die Sonne tat das Übrige, kurzum die ganze Mannschaft döste vor sich hin in sommerliche Tagträume eingelullt. Das war das Ende. Von nun an saßen wir in kahlen vier Wänden.

Diese Schule, ein altes, in gewundenen Hafengässchen gelegenes Gebäude, beherbergte außer den Unterrichtsräumen auch einen Teil des Studentenwohnheims, das zur „Entfaltung des Jugendlebens“, wie es so schön im DDR-Jargon hieß, einlud. Der Unterricht und anschließende Selbststudium-Bemühungen fanden oft bis in die späten Nachmittags- und Abendstunden statt. Ich wohnte mit meiner Familie am Rande der Stadt, was für Wismarer Verhältnisse einen ziemlich weiten Weg bedeutete. Kam nun im Winter die frühe Dunkelheit, ging ich voller Angst die lange, einsame Poelerstraße entlang. Endete doch der belebtere Teil an einer Kreuzung. Der weitere Weg führte links an einem Park vorbei, nach dem erst Häuser auftauchten. Die rechte Seite war mit dichten, alten, mächtigen Bäumen be-

pflanzt. In der Nähe gab es eine Kaserne mit liebesbedürftigen Soldaten. Meine Schritte hallten auf dem Kopfsteinpflaster wider. Zitternd ging ich in der Mitte der Straße entlang vor Furcht, dass hinter jedem Baum ein männliches Wesen lauern konnte. Dieses Grauen hatte ich noch jahrelang in meinen Träumen. So beschloss ich in das Studentenheim zu ziehen. Meine Mutter hatte Verständnis dafür, und ich habe es auch selber nie bereut. Wir tanzten und sangen, was das Zeug hielt. Hatten eine eigene Kapelle und waren ein unterhaltsames, witziges und freundschaftliches Team. Diese gemeinsame Zeit wird mir immer in lieber Erinnerung bleiben.

Dieses Idyll sollte nicht mehr lange währen.

Nach zwei Jahren wurde die Kunstschule nach Heiligendamm verlegt, in größere Räumlichkeiten, die Schüleranzahl war rapide gestiegen. Heiligendamm, mit Blick aufs offene Meer, Fernweh hervorrufend. Heiligendamm, einer der schönsten und berühmtesten Badekurorte schon im 19. Jahrhundert. Die weiße Stadt am Meer wurde sie genannt. In den im klassischen Stil mit Säulen und Kolonnaden umgebenen Hotels erholte sich seinerzeit bereits die Aristokratie und Prominenz. Ausladende Parks und der Sandstrand luden ein, den Urlaub hier zu verbringen. Wir hatten noch das Glück erschwingliche Hotelzimmer zu bekommen, uns den Strand untertan zu machen, ohne abgesperrte Hotelzonen zu beachten. In den letzten

Jahren vor der Wende verfiel der Kurort immer mehr, so stand Vieles zum Verkauf. Eine Gruppe von Investoren fing an, alles aufs Modernste instand zu setzen. Heute ist Heiligendamm der beliebteste Ort für Staat und Regierung, für Reich und Schön.

Die Kunstschule erlebte diesen Aufschwung allerdings nicht mehr. Sie wurde wieder nach Wismar verlegt, in ein neues nichtssagendes Gebäude. Alles ist nüchtern und ernüchternd, der Geist der Zusammengehörigkeit fehlt. Der Elan, die Freude am Erreichten ist verschwunden. Die Urheber und Gründer des Ganzen aber stehen fest, wie ein alter Baum im Erdreich. Jedes Jahr ist ein Treffen in Wismar. Je nach Temperament und Gesundheit verbringen sie ein oder zwei Tage miteinander, reden, schlemmen in Restaurants, tauschen Neuigkeiten und liebe Erinnerungen aus. Lassen es sich, wie Gott in Frankreich, wohl sein. Man geht auseinander in der Hoffnung, sich nächstes Jahr gesund und vollzählig wieder zu sehen. Die wachgewordenen Erinnerungen begleiten alle noch lange.

Leider ist es mir nicht immer vergönnt, an diesen Treffen teilzunehmen. Sie finden im August statt, in einem Monat, in dem ich mit meinem Mann meistens in Tbilisi bin. Desto größer war meine Freude, als ich den Koordinator bat, das Treffen einmal im April stattfinden zu lassen und er darauf einging. Er benachrichtigte alle, und siehe, es kamen sehr viele, die mich sehen wollten. Meine engsten und liebsten Studienfreunde hatten

sich auf den zum Teil sehr langen Weg gemacht und kamen per Bahn oder Auto vom Süden in den Norden. Die Freude war gegenseitig, wir verbrachten zwei ereignisreiche Tage miteinander.

1953 schloss der Gründerstamm das Studium ab und flog in alle Richtungen davon. Einige gingen nach Berlin. Ich entschloss mich ebenfalls dort an der Kunsthochschule Weißensee weiter zu studieren, wo inzwischen der ehemalige Rektor der Fachschule in Wismar Werner Laux Rektor der Kunsthochschule in Berlin Weißensee geworden war. Da er uns alle gut kannte, nannte er uns ab und zu sogar „Radieschen“, außen rot und innen weiß, fand zwischen uns nur ein kurzes Gespräch statt und wir waren immatrikuliert. Ich belegte dort die Fachrichtung Interieur bei Prof. Selmanagic. Es sollte der Auftakt zu der abenteuerlichsten Zeit in Leningrad werden.

Doch davon später.

Berlin

Jetzt war ich erstmal in Berlin. Man war stolz, Student zu sein, fühlte aber auch die größere Verantwortung. Zum ersten Mal im Leben war man auf sich selbst gestellt, von der Familie getrennt. Bisläng lebte man mehr oder weniger unter der Obhut von Mutter und Geschwistern, man fühlte die Rückenstütze und hatte Hilfe in jeder Situation.

Das wurde nun schlagartig anders. Die erste Zeit wohnte ich bei einer Verwandten mütterlicherseits, sie hatte uns schon 1945 nach der Flucht aufgenommen. Hier brauchte ich mich weder um Essen und Trinken, weder um andere lästige, alltägliche Dinge zu kümmern. Der Haken bestand nur darin, dass sie in dem zu dieser Zeit schon oder noch viergeteilten Berlin wohnte. Ihre Wohnung befand sich im Westen, unsere Hochschule im Ostsektor. Das zwang mich etwas später zu einem entscheidenden Schritt, der mein ganzes Leben bestimmen sollte.

Noch gab es keine Mauer, die Sektoren wurden nur allgemein von den Alliierten überwacht, und man konnte ihre Grenzen ungeschoren überschreiten. So pilgerten die Berliner Tag für Tag von Ost nach West und umgekehrt. Ich erfreute mich ebenfalls dieser Freiheit, die jedoch bald ein Ende haben sollte.

Mitte des ersten Studienjahres zeigten die Politiker wieder einmal ihre Zähne, ob das Völkchen damit einverstanden war oder nicht, tat nichts zur Sache. Entweder-oder, im Osten studieren oder bei Tantchen ein mittelmäßiges Dasein fristen. Der Prunk lockte zwar, aber ich zog das Studium im grauen Osten vor, kostete es mich doch keinen Pfennig. Meine Mutter hätte niemals die Studienkosten aufbringen können.

Jetzt begann die Suche nach einer mehr oder weniger angenehmen und gemütlichen Kementate. Von Wohnung konnte im vornhinein sowieso keine Rede sein. Eine große Entfernung zur Hochschule und den Verwandten sollte es auch nicht sein. Das war schwierig. Berlin war überfüllt, und viel Geld war auch nicht in meinem Beutel. Tantchen war, wie oft, schnelle und effektive Hilfe. Durch ihre Bekanntschaft bekam ich bald bei einer waschechten älteren Berlinerin ein gemütliches Zimmerchen im Zentrum Berlins vermittelt. Nur die Bornholmer Brücke trennte mich von der östlichen Schönhauser Allee nach dem westlichen Gesundbrunnen. Diese Möglichkeit nutzte ich weidlich aus. Der Ostsektor war zu dieser Zeit noch ziemlich ärmlich mit Allem bestückt, ich aber liebte schöne Dinge. So erstand ich – obgleich „erstehen“ hier nicht das angemessene Verb sein kann, denn es hat seinen Stamm im „stehen“, und davon konnte sogar nicht die Rede sein. Da gab es kein „anstehen“, wie wir, Ostgermanen, es bei Sonderlieferungen gewohnt waren. Da betrat man einfach ein fast leeres Geschäft und musste klug genug sein, nicht nach etwas

zu fragen, sondern gleich das Gewünschte verlangen. Sonst wurde man gleich aus dem Osten kommend erkannt. Mit diesem Wissen ausgerüstet befriedigte ich nun meine sündigen Gelüste und versorgte mich mit traumhaften Stoffen, Kosmetik und Schuhen. Tantes bekannte Schneiderin nähte für mich. Mit dieser Garderobe wurde ich später in Leningrad beneidet und bewundert. Die Kunststudenten hatten ein Auge dafür und bestürmten mich, einiges an sie zu verkaufen. So fuhr ich zum Studiumende mit einer großen Bücherkiste, vollgepackt mit der schönsten Kunstliteratur, mit Kopien chinesischer Seidenmalerei und wunderschönen Dingen, gefertigt in Metall und mit Emaille und Zellenschmelz verziert, nach Hause. Ich konnte meine Geschwister und Freunde damit beschenken. Für meine Mutter kaufte ich sogar einen goldenen Ring, denn Gold war zu dieser Zeit nicht teuer. Ich freute mich, wenn die Geschenke ihnen gefielen und sie darüber froh waren.

Doch ich greife vor, das alles lag noch in weiter Ferne und nicht mal im Traum war daran zu denken.

Im Moment schlug mich das Berliner Leben in seinen Bann. Da war der Unterricht in der Hochschule mit interessanten Professoren und bekannten Künstlern, aber auch stundenlangen Versammlungen und Diskussionen über erlaubte oder unerlaubte Museums-, Restaurants- und Barbesuche im Westen Berlins. Die Kunstausstellungen in den Museen lockten mich ganz besonders. Da wurde unter anderem der neu entdeckte „Mann in Goldhelm“

von Rembrandt gezeigt. Es reizte mich natürlich, das Bild zu sehen. Doch was erlaubt und unerlaubt war, das war hier der große Dialog – bis zum Umfallen. Ich wurde es überdrüssig, mit Flugblättern in den Westsektor zu laufen, um diese in die Briefschlitze der Westgermanen zu stecken. Da lief man natürlich Gefahr, von den Briefschlitzbesitzern erwischt und zur Rede gestellt zu werden. Zum Teufel, dachte ich, die Post muss auch von den Vorzügen des Kommunismus überzeugt werden. Also warf ich die übriggebliebenen Aufklärungsblätter kurzerhand in einen nahegelegenen Briefkasten.

Für die Hauptstadt gab es da noch eine eigene Regelung. Die verschiedenen Geldwährungen machten es den westlichen Shopping-Queens möglich, ihre ohnehin schon von dem enormen Warenmangel gebeutelten Ostschwestern noch mehr in Frust zu versetzen, weil sie fünfmal billiger einkauften.

So kam es gezwungenermaßen zwischen Ostregierung und Ostverbrauchern zu der skurrilen Vereinbarung, bei jedem Einkauf die Ortzugehörigkeit mit dem Personalausweis zu bezeugen. Wenn ich in Berlin war, bekam ich ohne dieses Dokument nicht einmal ein trockenes Brötchen beim Bäcker und kein Süppchen im Restaurant. Unterdessen wurde von der DDR sehr geheim eine Währungsreform vorbereitet, die über Nacht wie eine Bombe einschlug, weil sie den Umtausch lahmlegte.

Ja, das war zu dieser Zeit der Berliner Alltag, abwechslungsreich und interessant.

Viel Möglichkeit für Amouren und alles andere ließ uns das Studium nicht. Trotzdem verbrachte ich mit meinem Freund, einem ebenfalls unter den Wismarer Pionieren Auserwählten, eine schöne Zeit. Er mietete ein Minizimmer bei einer älteren alleinstehenden Frau, die so nett war, am Sonntag für uns zu kochen. So kamen wir beide zu Berliner kulinarischen Genüssen und hatten diesen von Gott geschaffenen Ruhetag für Kino, Konzert- und Theaterbesuche frei. Es war eine gute Zeit und eine gute feste Freundschaft. Oft beschlossen wir spontan, einen Abstecher nach Kühlungsborn, in einen der größten und beliebtesten Badeorte, wo seine Eltern wohnten, zu machen. Sie waren seinerzeit aus Riga dem Aufruf Hitlers „Deutsche heim ins Reich!“ gefolgt und nach Deutschland übergesiedelt. Es waren sehr freundliche und nette Menschen. Die Schwester arbeitete als Standesbeamtin und wollte uns andauernd verheiraten. Wir aber waren arme Studenten, hatten nichts als uns und wollten unsere Freiheit noch nicht aufgeben.

Das erste Studienjahr in Berlin neigte sich seinem Ende entgegen, da kam, wie der Blitz aus heiterem Himmel, von dem Rektor der Vorschlag, mein Studium in Leningrad zu absolvieren. Warum gerade ich – blieb immer ein Geheimnis.

Nie hätte ich geträumt, diese schöne Stadt – das Venedig des Nordens – zu erleben, die Lebensweise der Menschen von anderer Mentalität kennenzulernen und in diesem Vielvölkerstaat herumreisen zu dürfen. In mir wurde sogleich der Wunsch wach,

dem ewigen Fernweh der deutschen Seele nachzugeben, die seltene Gelegenheit beim Schopf zu fassen, um Land und Leute kennenzulernen und mir mehr Wissen anzueignen.

Mit einem dreimonatigen Vorbereitungskurs, zu dem alle Auslandsstudenten zusammengefasst wurden, fing die ganze Sache an. Ich fuhr nach Weimar, wo dieser Intensiv-Sprachkurs stattfinden sollte.

Ich büffelte mit den anderen Lesen, Schreiben und die nicht so einfache russische Grammatik. Versuchte eine Unterhaltung zustande zu bringen. Es gelang alles mehr oder weniger gekünstelt, waren wir Germanen doch alleine unter uns, ohne frisches, lebendiges slawisches Sprachgut. Die Kursleitung beschloss daher nach einigen Erwägungen, ein paar aufopferungswillige russische Muttersprachler aus den Reihen der in Weimar stationierten Militärbesatzung um Hilfe zu bitten. Immer schön gesittet verbrachten wir Freundschaftstreffen und Kinobesuche im russischen Milieu miteinander. Bald zeigten sich Erfolge. Ich fühlte mich schon sicherer, wenngleich nicht auf dem Niveau des berühmten Archäologen Schliemann, der in ein paar Wochen im Alleinstudium sich die russische Sprache aneignete.

War der Sprachunterricht die eine Seite der Medaille, so war ein ausgedehntes Sportprogramm in Leichtathletik mit Wettkämpfen am Ende des Kurses – die andere. Wahrscheinlich sollten wir abends totmüde in unsere Schlummerkisten fallen, um auf keine ausschweifenden Gedanken zu kommen. In der ganzen

Zeit konnte ich kein einziges Liebespaar sichten, die Beziehungen basierten auf Freundschaft pur. Ein paar Ehepaare, die sich des Studiums für 6 Jahre in China halber zusammengerauft hatten, verbrachten, glaub' ich, schon damals ein freud- und sexloses Eheleben. Doch was tut man nicht der Karriere zuliebe.

Schön fand ich die Stunden mit eigeninszenierten Theaterstücken und die Besuche im Weimarer Theater, das gute Schauspieler hatte, und dem Goethe-Schiller-Denkmal, das die beiden Großen in liebender Eintracht zeigte, Ehre machte. Da hüpfte meine musische Seele vor Freude, genauso wie bei Exkursionen, zu dem Goethehaus, das in einem wundervollen Park steht.

Weniger erbaulich war eines Tages der Besuch des ehemaligen Konzentrationslagers Buchenwald, das nur wenige Kilometer entfernt von der Goethestadt lag. Ich konnte den ehemaligen Häftling nicht verstehen, der uns jetzt die Gräueltaten erzählte und zeigte. Als ich die Vitrine mit Handschuhen aus abgezogener Menschenhaut sah, wurde mir fast schlecht. Noch lange danach verfolgte mich dieser Anblick. Bis jetzt habe ich eine Abneigung gegen Lederhandschuhe, sind diese doch auch aus abgezogenen Tierhäuten gefertigt. Diese Sensibilität habe ich mir bis heute erhalten.

Zu einer schönen, aufregenden Begebenheit sollte es bald danach kommen. Es war irgendein Wahltag. Schon am frühen Morgen pilgerten die beflissenen Bürger unseres Staates zu den Wahllokalen. Es gab Zögernde oder einfach sich Verspätende,

die Wahl nicht Akzeptierende, die aus Frust oder sonst einem undefinierbaren Grund noch nicht ihre Stimmzettel in die Urne geworfen hatten. So organisierte man junge Leute, die diese Saumseligen ermuntern sollten, ihre Stimme in ihren Wohnungen abzugeben.

Mit einem schon etwas betagteren Mitkursanten als kundiger Begleiter, machte ich mich auf in diese Mission. Es öffnete uns eine künstlerisch-musische Bohemefigur. Seine Wohnung war in ein künstlerisches Chaos versunken. Es stellte sich heraus, dass er kränkelte. Als wir ihm „Guten Abend“ wünschten, nahm er galant meine Hand und küsste sie ganz zart. Wie ein elektrischer Strom durchfuhr es meinen Körper, ich war sehr verwirrt und zugleich verzaubert. Dieses Gefühl wollte mich nicht verlassen. Ich fühlte zum ersten Mal, wie empfindlich ich für solche romantischen Gesten war. In meinem Unterbewusstsein lagerte demnach ein ungeheuerliches Potential, das auf männliche Zärtlichkeit und Verehrung ansprach. Es war eine Entdeckung, die mich beglückte und mich später oft in Romantik, aber auch Sentimentalität versinken ließ. Diese Situation war unübertrefflich in ihrem Ausmaß, mein Begleiter bemerkte meine Verwirrung nicht einmal. Er bekam die Wahlstimme des Künstlers, und ich, immer noch benommen und beeindruckt von diesem Erlebnis, ging nachdenklich nach Hause.

Die drei Monate vergingen schnell, der Abschied nahte. Die Feier schloss mit Volkstanzdarbietungen und Volksliederchören

ab. Der darauffolgende Tanzabend ließ den Gefühlen freien Lauf und man versprach in Kontakt miteinander zu bleiben.

Ich kehrte nach Wismar zurück, um Vorkehrungen für die große Reise zu treffen. In einem Glückstaumel frönte ich meinen Kauforgien. Der Winter in Leningrad ist unangenehm kalt, weil feucht. Also mussten warme Kleidung und Schuhe angeschafft werden. In Weimar hatte man uns noch Maß für einen warmgefütterten Wintermantel genommen. Der war dunkelbraun und ziemlich hässlich. Das erste Jahr blieb er mir treu, danach suchte er sich einen neuen Besitzer. Aber ich war ganz froh darüber.

Der August ging schnell zu Ende. Anfang September stand ich in Berlin auf dem Ostbahnhof, um die Reise in das bekannte-unbekannte Land anzutreten. Meine Mutter und mein Freund begleiteten mich. Meine Mutter, deren ganzer Stolz ich war, hatte Angst um mich. Die vom Sender Rias verbreitete Ente, dass wir alle in ein Lager kämen, hatte sie in Entsetzen gestürzt. Bald konnte sie sich aber davon überzeugen, dass diese Meldung nicht der Wahrheit entsprach. Meinen treueschwörenden Freund sah ich zum letzten Mal. Diese Beziehung und diese Liebe reichten nicht aus, das mir angebotene Studium in Leningrad (jetzt: Sankt Petersburg) zu opfern. Er litt einige Zeit unter der Trennung, tröstete sich dann mit anderen Frauen, die ihm aber alle kein Glück gebracht haben. Ich nahm Abschied mit einem wehmütigen und einem lachenden Auge und verließ leichten Herzens Berlin. Mich lockte das große Abenteuer und ließ mich alles andere vergessen.

Wohl an hundert Studenten standen da mit großen Erwartungen und immensen Vorstellungen von dem Zukünftigen. Mit Händeschütteln und Abschiedstränen wartete ich auf die Abfahrt des Zuges nach Moskau. Jetzt ging es los, der Zug bewegte sich, die Räder rollten. Ade, Deutschland!



Auf nach Leningrad

Wenn ich bedenke, dass das alles vor einem halben Jahrhundert geschah, rücken alle Geschehnisse in eine so weite Ferne, dass sie mich ins Irreale und Virtuelle versetzen, und ich von dem Gefühl erfasst werde, das nicht ich es war, die das alles erlebt hat.

Und so sehe ich eine junge Frau im Wagenabteil sitzen und der Dinge harren, die nun kommen sollten. Die Erregung und Erwartungen sind groß, die Augen schauen auf die vorbeifliegende, noch deutsche Landschaft. Der Zug hält in Frankfurt/Oder an der deutsch-polnischen Grenze. Hier fängt das Kauderwelsch bereits an.

Unterdessen wurden Unterhaltungen angeknüpft mit russischen Soldaten, die auf Urlaub in heimatliche Gefilde fahren. Man macht sich bekannt, fragt und antwortet, so gut es eben geht, und konstatiert, dass man weit davon entfernt ist, die Sprache zu beherrschen. Es wird Abend. Alle verschwinden nach und nach in ihre Abteile, um sich zur Ruhe zu begeben. Jeder auf seine Schlafpritsche, unten oder oben. Diese sind ziemlich schmal, und ich wunderte mich auch später immer, wie es möglich war, da im Schlaf nicht herunterzufallen. Es gab keine,

auch nicht die geringste seitliche Begrenzung. Ich schlummerte oftmals da oben, ohne herunter zu purzeln.

Eine genetische Gesetzmäßigkeit meiner Vorfahren bewahrte mich wahrscheinlich davor, so wie man im Traum ja auch nie stirbt. Ich habe mich allerdings im Traum im Sarg liegen sehen und mich selbst beweint, was doch wiederum beweist, dass ich nicht gestorben sein konnte. Es heißt ja: „Träume sind Schäume“. Ich glaube nicht daran. In meinem Abteil schnarchten noch zwei männliche Wesen, das dritte war im Begriff, die Höhe auf meiner Seite zu erklimmen, um seinen aufgestauten Sexhunger, denn Liebesverlangen kann man das wohl kaum nennen, zu stillen. Das Ganze erforderte schon gewisse akrobatische Fähigkeiten, aber das Soldatenleben hatte ihn gedreht, Zäune und immense Hürden zu überwinden. Diesmal erlitt er jedoch ein Fiasko, denn das lebendige Hindernis in meiner Wenigkeit stemmte sich einfach gegen die Abteilmwand und beförderte diesen aufsteigenden Slavenjüngling unsanft nach unten. Da er befürchtete, die anderen beiden Schnarcher auf seine Fährte zu bringen, verkroch er sich wie ein begossener Pudel auf seine Lagerstätte. Einen Skandal durfte und wollte er nicht riskieren. Aber ich dachte so für mich, das fängt ja gut an. Die Nacht verging geruhsam und ein wunderschöner Tag durch die polnische Landschaft begleitete uns. Warschau war in Sicht. Nach kurzem Aufenthalt ging es weiter zur polnisch-russischen Grenze. Hier in Brest hatte der Zug zwei Stunden Zeit, seine

Achsen auf Breitspur umzustellen. Diese Zeit benutzte ich mit noch einigen Freunden, diese legendäre Stadt zu besichtigen, war sie doch vor vierzehn Jahren das erste Angriffsziel der Hitlerarmee, die die ahnungslose Stadt überrumpelte und sie dem Erdboden gleichmachte.

Der Bauernmarkt war in der Nähe, und zum ersten Mal konnte ich meine Russischkenntnisse beim Lebensmittelerwerb erproben. Die „Babuschkas“ waren freundlich zu uns. So machten wir noch eine Weile diesen Minimarkt unsicher, suchten die Weinverkäufer auf und ließen uns diverse Kostproben anbieten. Ich entschloss mich für einen Liter Rotwein, den ich dann mit meinen Mitreisenden gemütlich trank.

Endlich ging es auf Breitspur Moskau entgegen. Voller Neugier freute ich mich auf die russische Metropole, nahm Abschied von meinen Bekannten und freute mich auf die Stadt.

Der Zug ruckte ein letztes Mal, ich sah mich auf dem Bahnsteig stehen und suchte die übrigen deutschen Studenten. Ich hätte mich verlaufen können in der Menschenmenge auf diesem riesigen, zentralen Bahnhof, der von Reisenden aus allen Republiken der Sowjetunion nur so wimmelte. Da sah ich Gestalten aus dem Kaukasus, aus Zentralasien, aus dem tiefsten Norden und aus dem Baltikum. Es war interessant, sie zu beobachten, wie sie sich durch die Menge schoben und je nach ihrer Mentalität eine Fahrgelegenheit zu erobern wussten.

Gott sei es gedankt, ich fand heil und unbescholten den Sammelplatz und fühlte mich, wie in einer Großfamilie geborgen.

Wir wurden von russischen Betreuern in Empfang genommen und in eine vorläufige Unterkunft gebracht. Man fütterte und tränkte uns mit russischen Spezialitäten, war aber gleichzeitig bemüht, uns das russische Einkaufssystem zu erklären. Damit hatte ich einige Schwierigkeiten, denn mit der Hi-Tech auf diesem Gebiet haperte es noch enorm. Es gab weder elektrische Kassen zum Abrechnen, noch Bankcard-System. Man bemühte noch seine grauen Zellen und die Fingergeschwindigkeit beim hin- und herschieben der Kugeln auf dem Rechenbrett, des sogenannten Abakus, was mich in Ekstase brachte. So etwas hatte ich noch nie erlebt. Es wunderte mich, dass so ein Riesenreich, auf vielen Gebieten der Technik und Forschung fortschrittlich, sich noch der rückständigsten Gebrauchsgegenstände bediente. Mit so einem Rechenbrett hatte ich vor fünfzehn Jahren angefangen, meine, die bis zum heutigen Tag so mühsam und doch nicht bis in die höheren Begriffe reichenden, mathematischen Kenntnisse zu erweitern. Von einem gewissen Punkt an wurde die Mathematik für mich zum Horror.

Nun, für mich, die schon immer mit Kauforgien belastete, war auch dieses Problem bald überwunden.

Interessanter empfand ich die täglichen Exkursionen in die berühmten Museen, Parks und in die grandiose Allunionsausstellung der landwirtschaftlichen Errungenschaften. Hier zeigte

sich am deutlichsten der ideologische Hintergrund – Macht und Überzeugtsein von der Richtigkeit des Systems. Ich war überwältigt und setzte mich erst einmal, um so viel Größe zu verdauen.

Die am Eingang stehende Skulptur „Arbeiter und Bäuerin“ mit Hammer und Sichel in der hochgestreckten Hand, Symbol für ihre Träger, von der Bildhauerin Muchina geschaffen, hatte bereits seinerzeit die Pariser auf der Weltausstellung in Paris aufhorchen lassen. Die enorme Dynamik und Größe sollte die Unbesiegbarkeit der Ideologie bezeugen. Ich stand davor als kleines Menschlein. War aber trotzdem neugierig auf alles, was sich da noch zeigte. Da waren noch einige Quadratkilometer zu durchlaufen. Dieses sich weitausdehnende Areal zeigte die Pavillons der einzelnen Räterepubliken. Ebenfalls in grandiosem Stil. Überlebensgroße vergoldete Figuren und noch anderes zum Staunen geschaffene.

Doch, wie schon gesagt, mit Bequemlichkeiten des alltäglichen Lebens stand man auf feindlichem Fuß. Bei aller Größe und allem Glanz waren Gegebenheiten für die Notdurft der Tausenden von Besuchern vollkommen vernachlässigt geblieben. Als ich meine Schwester später nach Leningrad eingeladen hatte und wir auf der Durchreise die Moskauer Sehenswürdigkeiten besichtigten, diesen so verteufelt nötigen Ort aufsuchen wollten, stand da eine fast kilometerlange Schlange von hippelnden und sich krümmenden Menschlein. Nun, wir

nahmen das Risiko auf uns, stellten uns in die Reihe, denn ein Auslandspass wurde hier verständlicherweise nicht akzeptiert - wie, zum Beispiel, auf dem Roten Platz, um im Mausoleum die beiden großen Führer der Räteunion auf sich wirken zu lassen. Standen wir bisher und konnten noch froh frische Luft atmen, wurde das schlagartig anders, als wir zur Eingangstür dieses Örtchens kamen. Eine gute Erziehung ließ uns auch das überstehen. Als die Sowjetbürger aber dann in türlosen, türkischen Stehklotosets verschwanden, an denen alle anderen vorbeifiliierten, erstarrte meine Schwester. Soviel Kollektivgeist konnte sie nicht ertragen. „Nein“, hauchte sie, „ich mach mir lieber in die Hosen“. Ich dagegen wollte das Schlangenstehen nicht ungenützt lassen und tat schon, an Vieles gewöhnt, was getan werden musste. Nachher lachten wir beide darüber, damals jedoch war vor allem meiner Schwester nicht zum Lachen zumute. Man soll sich aber nicht in Kleinigkeiten verlieren. Vollgestopft mit Informationen und müden Beinen kehrten wir in unsere Metropol-Behausung zurück, um abends nach Lenin-grad zu fahren.

Vorerst bestaunte ich noch mit meinen Studienanwärtern und unserer Begleiterin die in der Welt einmalige Metro. Hier demonstrierte man den Reichtum des Landes. Marmor, Granit und anderes Gestein, Skulpturen, Wandbilder und Ornamente. Manche Stationen muteten wie unterirdische Paläste an. Erstaunlich, wie auf den ersten Blick der Wirrwarr von Linien und

Stadtringen für jeden Metrofahrer verständlich ausgeschildert war. Moskau beeindruckte mich, das aus der tiefsten Provinz des einst hinter dem Mond liegenden Mecklenburg, wo sich die Füchse „Gute Nacht“ sagten, kommende Mädchen sehr. Es war aber ein äußerer oberflächlicher Eindruck. Leningrad sollte mich später emotionell gefangen nehmen. Das alles waren Zeugen von der Macht, der Unbesiegbarkeit, des Enthusiasmus einer Ideologie, die der hellen Zukunft entgegenstrebte, und in ihrem grundlegenden Wesen einer Fata Morgana glich. Je mehr man meinte, sich dieser „hellen Zukunft“ zu nähern, desto mehr verblasste diese, um schließlich ganz zu verschwinden. Müde von der Vielfalt der Eindrücke, kehrten wir in unsere Unterkunft zurück, um nach ein paar Tagen nach Fachrichtungen in verschiedene Städte verteilt zu werden. Viele blieben in Moskau, einige kamen nach Kiew, Charkow. Ich hatte das Glück, in Leningrad zu studieren.

Leningrad, oder die große Freiheit

Oh, du meine wehmutsvolle Sehnsucht, meine Lust und meine Trauer nach einer Stadt und nach den Menschen in dieser Stadt! Sie wird mich immer begleiten, sie ist zutiefst in mir verwurzelt, um mich je verlassen zu können. Kann ich jemals vergessen, was mich bewegte, was mein Herz begehrte, wo die Wurzeln meines Sinnes und Trachtens lagen, was ich fühlte und mein Tun und Lassen zu jener Zeit bestimmte.

Eine Zeit begann, in der ich mich beschwingt und mit der abgedroschenen Phrase „so frei wie ein Vogel“ fühlte. Ich lernte eine neue Welt kennen, durchlebte sie mit allen Fasern meiner Sinne. Mein junges ungebändigtes Leben bewältigte alles in einem Glückstaumel, ob die Sonne schien oder es gewitterte, ob es traurige, bedächtige Tage gab, oder Erfolgserlebnisse. Ob ein leises Lächeln, ein unbändiges Lachen, oder ein Weinen mein Antlitz verklärte. Ich war zum ersten Mal nur ich, bestimmte mein Leben, mein Dasein. Ich durchlebte es in vollen Zügen. Und so kam mir der Gedanke, diese Jahre mit der etwas gewagten Überschrift „die große Freiheit“ zu betiteln.

Nun war ich also in Leningrad gelandet. Peterburg, Petrograd, Leningrad, St. Petersburg. Wohl keine Stadt hat so oft ihren Namen gewechselt. Diese Stadt ist hoheitsvoll, seine Be-

wohner stolz, in ihr Leben zu dürfen. Von jeher waren sie Kunst-, Musik- und Literaturbegeisterte, aber auch revolutionär.

Die Menschen waren freundlich und hilfsbereit. Ich hatte das Glück, gleich am ersten Tage meiner Ankunft, als ich in das Studentenheim der Akademie der Künste eingewiesen wurde, ein außergewöhnliches Mädchen kennenzulernen. Sie war Armenierin mit schwarzen Augen und pechschwarzem Haar. Sie studierte hier schon ein Jahr Kunstgeschichte, kam aus Usbekistan, aus Taschkent und war bereits mit den Örtlichkeiten der Stadt vertraut. Wir waren uns sogleich sympathisch, wurden Freundinnen und pflegen bis heute noch enge Kontakte. Wir lebten damals einige Jahre gemeinsam in einem Zimmer und feierten ausgiebig die vielen Feste zu jeder Jahreszeit. Es war eine erlebnisreiche und schöne Zeit, da wir uns gut verstanden. Wir teilten Freude und Leid miteinander, büffelten und schwitzten für die Prüfungen und ließen es uns gutgehen, wenn die Ferienzeit begann. Adel – Ada nannten wir sie, hatte großen Anteil, dass ich mich bald in dieser großen fremden Stadt heimisch fühlte.

Leningrad hat ein geschichtsträchtiges Schicksal, das nicht nur das Leben der Menschen, sondern auch das Geschehen in anderen Ländern beeinflusste. Diese Stadt erlebte ich, wie keine andere bisher, in vollen Zügen. Sie war schön zu jeder Jahreszeit. Grundlegend für die Architektur und die Stadtplanung war der russische Klassizismus von berühmten ausländischen und russischen Baumeistern geprägt.

Das großartig angelegte Kanalsystem mit seinen vielen kunstvollen schmiedeeisernen Ufereinfassungen und Brücken, verziert mit Skulpturen, zeigen sich in voller Pracht, ob sie nass vom Regen glitzern, mit Raureif im Herbst bedeckt sind, oder im Winter mit Schnee. Die vielen Newa-Brücken, die nachts hochgezogen werden, um den Schiffen Durchfahrt zu gewähren, die Zaren- und Fürstenpaläste, jetzt von den Besitzern verlassen, die großen Kathedralen - das alles macht das Flair dieser Stadt aus. Leider stimmte das Exterieur mit dem Interieur der Studentenheime nicht überein, da gab es krasse Unterschiede. Was sich da als mein Zimmer entpuppte, konnte ich nicht als „meinen“ Wohnraum akzeptieren, weil da noch sechs andere Betten herumstanden. Das entmutigte mich im ersten Augenblick und ging dann in ein Unbehagen über. Ich hatte gelernt einen Raum gemütlich zu gestalten. Das hier war das Gegenteil, kein Innenarchitekt hatte da jemals seinen Fuß über die Schwelle gesetzt. Nach langer Zeit macht es mir jetzt Spaß, dieses Zimmer, an das ich dennoch im Laufe der Jahre manche gute Erinnerung habe, zu beschreiben. Außer den jetzt wieder in Mode gekommenen Metallbetten stand in der Mitte ein großer runder Tisch, über dem ein mit rot-oranger Seide bezogener Lampenschirm mit Fransen baumelte, der auch im Rotlichtmilieu ein Prachtstück hätte sein können. Er hieß bei uns sinnigerweise „abat-jour“ (franz. – Lampenschirm). Der mit einer roten Paste gebohnerte Fußboden harmonierte ganz

prächtig mit dieser Lampe, hatte allerdings den Nachteil, mit seinem Staub die Bettwäsche rosa zu färben.

Als Sitzgelegenheit für jeden Zimmerinhaber gab es altmodische, auch jetzt wieder modern gewordene Stühle. Ein Radio, das nur auf Lautstärke reagierte, spie Tag und Nacht Informationen und Musik aus. Nach der ersten Nacht begrüßte mich das Monster zu nachtschlafender Zeit früh um sechs Uhr mit der sowjetischen Nationalhymne. Wer sie kennt, weiß welche machtdemonstrierende Akzente in ihr enthalten sind. Ich ließ diese Klänge von Anfang bis zu Ende über mich ergehen. Ich als Deutsche am ersten Sowjetmorgen erwachend, wagte es nicht, diesem Kasten den Atem zu nehmen. Es schnarchten da außerdem noch zwei Mädchen, die sich entweder die Ohren verstopft hatten oder an diese morgendlichen musikalischen Genüsse schon gewöhnt waren. Es waren wahrscheinlich zwei Putzfrauen, oder, wie man jetzt so blumig sagt, Raumpflegerinnen. Ich nehme an, sie wären glücklicher gewesen, hätten sie die Zimmer gepflegt und nicht aufgeräumt. Mit großen Augen sah ich, wie sie eine Zeitung – „Prawda“ (russ.: Wahrheit), die immer nur „Wahrheit“ berichtete, auf dem Tisch ausbreiteten, um ihr Frühstück darauf zu stellen. Es war an und für sich sehr praktisch, man konnte dabei noch einen „wahrheitsverkündenden“ Artikel lesen und das Papier am Ende einfach in den Mülleimer entsorgen, wie heute das Einweggeschirr. Man musste nicht waschen, nicht bügeln, konnte sich ernsthafteren

Dingen zuwenden. Heutzutage druckt die Textilindustrie Zeitungsmuster auf Stoffe auch für Tischdecken. Die Hausfrau belastet sich mit solchem Firlefanz, warum eigentlich nicht gleich das Original benutzen, das soviel zeitsparender ist.

Als die Studenten dann anreisten und wir zu einer Vielnationalitäten-Bude wurden, machten wir es uns so gemütlich wie möglich, vor allem wurde dem Schreihals von Radio der Garaus gemacht. Das aber alles beeinträchtigte meine Liebe zu Leningrad nicht. Wir gestalteten unser Zimmer mit Bildern und Fotografien an den Wänden, schönen Gardinen an den Fenstern, und sogar unser Abat-jour gab sein Bestes. Er strahlte mit seinem warmen rötlichen Licht in den Raum und gab ihm eine anheimelnde, gemütliche Atmosphäre.

Die Akademie der Künste, am Newa-Ufer gelegen, schaut direkt auf diesen, sich zu jeder Jahreszeit verändernden, schicksalsträchtigen Fluss. Eine ausladende Treppe, zu deren beiden Seiten ägyptische Originalsphinxen auf hohen Sockeln stehen, führt zum Wasser. Es kam vor, dass wir nach irgendeinem, in der Akademie gegebenen, Fest versuchten, diese Sphinx zu ersteigen. Saß ich dann oben, fühlte ich mich wie ein Feldherr, der das ganze großartige Panorama überblicken konnte. Wie oft saß ich auf der Treppe und träumte, ob tags oder nachts, geheimnisvolle Träume. Ich erlebte es nicht nur einmal, mit einem lieben Freund im Schlossgarten, auf einer lauschigen Bank die Schließung der Brücke abzuwarten oder am Ufer entlang zu schlendern.

Aufregend war auch, dem Spiel der sich im Mai vom Ladogasee lösenden Eisschollen zuzusehen, die in bizarren Formen, sich auf- und ineinanderschiebend, daher geschwommen kamen. Dieses Naturschauspiel zog mich immer wieder jedes Jahr auf die Brücke.

Das Leben gestaltete sich sehr abwechslungsreich. Wie oft ging ich mit meiner Freundin von der „Publitschka“, der größten zentralen Bibliothek Leningrads, wo wir für Prüfungen gebüffelt hatten, gleich anschließend ins Theater oder Schauspielhaus, wo ein neues Stück aufgeführt wurde. Keine Oper, kein Ballett waren mir unbekannt, ungeduldig wartete ich auf neue Aufführungen.

Ich beherrschte die Sprache und hatte gute Studienerfolge zu verzeichnen. Dazu trug ein dreimal wöchentlich durchgeführter Unterricht bei. In meiner Studiengruppe waren sechs Ausländer: ein Rumäne, ein Chinese, eine Tschechin, eine Polin, eine Ungarin und ich. Da mussten wir oft mit vorgegebenen Wörtern Sätze bilden. Es waren zwei für mich Ungnade bringende Wörter: „Gewehr“ und „Friede“. Da ergab es sich für mich logischerweise, dass ich kurzerhand den Satz schrieb: „Mit dem Gewehr in der Hand verteidigten wir den Frieden“. Ich erinnerte mich auch, diesen Satz in der DDR oder in Russland gehört zu haben. Aber dieses frevelhafte Gedankengut brachte die arme Frau ganz aus dem Häuschen. Sie meinte streng und unzufrieden, „das konnte nur von einer Deutschen kommen“.

Aber was war das Wettrüsten in den siebziger Jahren denn anderes – die Bemühungen zweier Staaten, ihrem Land den Frieden zu erhalten. Allerdings auf einem höheren Niveau. Mein kleines Gewehr konnte da nicht mehr viel anrichten. Nun, einen Verteidiger hatte ich nicht, was die anderen zusammengereimt hatten, ist mir entfallen. Aber ich war die gebrandmarkte. Ich habe es überlebt. Ansonsten war sie eine gute Lehrerin, denn ich konnte ohne große Schwierigkeiten meine Diplomarbeit in russischer Sprache schreiben.

Nur in einer Sache erging es mir schlecht. Als ich in Leningrad ankam, wurde ich in die Fakultät Architektur aufgenommen. Die Fachrichtung Interieur existierte hier nicht. Da begann mein Leidensweg. Ich war für diese Ansprüche nicht vorbereitet. Die russischen Studenten hatten bereits ein dreijähriges Studium an einem Technikum absolviert, zeichneten wie die Götter und konnten eine große Wandtafel voller mathematischer Formeln begreifen. Ich wähnte mich in einem Horrorraum, nahm Nachhilfeunterricht bei einem deutschen Mathestudenten aus der Universität. Solange wir zusammensaßen und rechneten, hatte ich das Gefühl, etwas zu begreifen. Bei Hausaufgaben war das Dilemma unausweichlich.

Kurz entschlossen teilte ich der Akademieleitung mit, nach Deutschland zurückkehren zu wollen. Zu meinem Glück schlug man mir ein Kunstgeschichtsstudium vor. Da ich mich bereits in Wismar auf der Fachschule sehr für dieses Gebiet interessiert

hatte, nahm ich mit Freude dieses großzügige Angebot an. Jetzt konnte ich wieder aufatmen. Dieser Mathe-Alptraum verfolgte mich noch lange Jahre. Als ich in Tbilisi schon verheiratet war und Kinder hatte, träumte mir oftmals ein Traum. Man hatte in der Kunstgeschichte Mathe eingeführt. Welch Horror für mich, ich wachte schweißgebadet auf.

Jetzt konnte ich unbeschwert weiter studieren und mich des Lebens erfreuen. Das erste Studienjahr ging zu Ende. Ein Praktikum in Archäologie musste absolviert werden. Da hatte ich die Qual der Wahl – Zentralasien oder Kaukasus. Beide Landschaftsgebiete waren mir noch unbekannt. So wählte ich aus einem inneren Gefühl heraus. Ich entschloss mich für Zentralasien. Es kam mir fremder und geheimnisvoller vor. Da lockte, wie so oft, die Abenteuerlust. Es war eine gemischte Gruppe. Studenten aus der Universität und wir, fünf Ausländer aus der Akademie. Der Expeditionsleiter, ein Überschlanker mit einem, von einem Ziegenbärtchen bewachsenen, Gesicht, kam aus der Universität. Der Bemitleidenswerte ahnte da noch nicht, was ihm bevorstand, mit welchen Schwierigkeiten er zu kämpfen haben würde.

Das Malheur fing schon beim Fahrkartenkaufen an. Von Leningrad nach Moskau, von Moskau in irgendein kleines Nest in Asien. Es war eine Katastrophe, es war Reise-Hochsaison, und einen normalen Platz im Schlafwagenabteil zu bekommen, kam einem Wunder gleich. So erstanden wir, im wahrsten Sinne des

Wortes, Schlafplätze in einem Großraumwagen. Auf einer Seite je vier harte Liegestätten, Parterre, erster Stock, darüber eine Gepäckablage, ihrer Funktion allerdings entfremdet, da es sich unsere männlichen Archäologieanwärter darauf so bequem, wie möglich, machten. Die andere Seite, ebenfalls mit Schlaflagern versehen, die aber nur längsseitig für eine Person angeordnet waren. Dazwischen ein schmaler Gang durch den ganzen Wagen. Die rechtsseitig liegenden Schnarcher streckten natürlich ihre nackten Füße zum Gang hin, um den Kopf vor eventuellen Beschädigungen zu schützen. Da waren zarte Kinderfüßchen, rotlackierte weibliche Zehennägel. Am eindrucksvollsten waren jedoch die männlichen Füße, deren Duft die Eigenschaft besaß, noch lange in Erinnerung zu bleiben. Ein Phänomen, das ich später auch in Tbilisi beobachten oder besser erriechen konnte. Ein Bukett von Channel Nr. 5 und Schweißfüßen stank einem in den Bussen entgegen. Oh Graus, glücklich, der keine Geruchsnerven besaß, denn mit Hygiene war es schlecht bestellt in einem Wagen, der nur vorn und hinten eine Toilette mit Waschelegenheit hatte, und der Wasserhahn am vierten Reisetag nur noch tropfenweise das kühle Nass von sich gab. Je tiefer wir in Asien eindrangten, je weniger Wasser gab es. Auf den Bahnstationen waren an den Außenwänden der Bahnhofshalle so etwas wie Wasserhähne, aus denen eine undefinierbare Brühe ans Tageslicht kam. Doch siehe, es sollte Trinkwasser sein. Dieses Experiment führte unsere Polin an sich durch, hatte aber nicht

daran gedacht, genügend Unterwäsche mitzunehmen, was sie sehr bereuen sollte.

Fünf Tage fuhren wir durch vor Hitze flimmernde Landschaften. Zum ersten Mal sah ich ein von der Trockenheit in Schollen zerrissenes Land ohne einen grünen Fleck darauf. Graues Gelb bedeckte die Bodenflächen. Ich fing an, mich ebenso ausgedörrt zu fühlen. Das Bedürfnis, mich unter eine Dusche zu stellen, nahm mein ganzes Denken ein, und nicht nur meines. Dazu kam, dass wir uns in Moskau mit einem Vorrat an Konserven eingedeckt hatten. Vorrangig mit Dorschleber, dieweil diese sehr nahrhaft ist, ihre Herkunft allerdings nicht verleugnen konnte. Paris hätte aus alledem eventuell eine neue Duftnote kreiert, mich als erfahrene, mit einer exzellent geruchsfähigen Nase ausgestattete Beraterin hinzuziehen können. Aber die Geheimnisse der Parfümherstellung werden bekanntlich bis heute nicht preisgegeben.

Doch trotz dieser Unannehmlichkeiten waren wir eine vergnügte kleine Gesellschaft. Wir waren jung und unbeschwert. Bald umwehte uns ein gewisser romantischer Hauch – eine Eisenbahnromantik, die unausbleiblich entsteht, sobald sich der Zug in Bewegung setzt. Jeder macht sich mit jedem bekannt, interessiert sich für einander, das Erzählen beginnt. Unterdessen ist man bemüht, sich etwas häuslich einzurichten. Nötige Kleinigkeiten werden aus den Taschen herausgeholt und griffbereit ins Netz gelegt. Jeder breitet seinen kleinen Vorrat an

Leckerbissen auf dem Fenstertischchen aus, wobei eine Flasche Wein oder Wodka natürlich nicht fehlen darf. Heißer, aromatischer schwarzer Tee wird bei der Zugbegleiterin bestellt, der in den typischen traditionellen russischen Teegläsern in einem verzierten Metalleinsatz serviert wird. Nun verbringt man in gemütlichen Plaudereien die gemeinsamen Stunden oder Tage miteinander. Eine willkommene Abwechslung ist der Aufenthalt auf größeren Bahnstationen, auf denen Verkäuferinnen mundfertige Gerichte, wie gebratene Hühnchen, Fisch und die nie fehlenden sauren Gurken, anbieten und dabei schwören, alles frisch und vor kurzem erst zubereitet zu haben. Nun man glaubt ihnen und kauft. So bekamen wir etwas Abwechslung in unseren Speisezettel.

Aber noch ratterten wir unserem Teilziel entgegen, wo, wie eine Fata Morgana, uns die erfrischende Dusche vor Augen schwebte. Und, wie eine Fata Morgana, entschwand diese, verwandelte sich in einen millimeterstarken Strahl, der auf einem größeren Platz vor der Behausung, aus durchlöchernten, ein Zentimeter dicken Rohren in Blechwannen rieselte. Die enttäuschten Gesichter hätte ein Regisseur ohne Proben filmen können.

Das Rohr war lang, die Löchlein klein. Stand man am Ende, verwandelte sich das Strahlchen in Tröpfchen, dieweil unsere klügeren Jünglinge sich gleich der oberen Leitung bemächtigt hatten und nun sich kräftig befließigten, ihre eindrucksvollen nackten Männerbrüste zu reinigen. Unterhalb der Taille blieb

alles im Dunkeln. Wir, arme Mädchen, mussten uns notgedrungen mit diesem spärlichen Rinnsal abfinden und zogen uns einen einteiligen Badeanzug an. Wie dieser dünne Strahl den Leib erfrischen konnte, ist der Fantasie des Lesers anheimgestellt. So verflüchtigte sich der fünftägige Traum in einem Nichts.

Nach zwei Tagen ging es auf offenen Lastwagen in fast unwegsame Gegenden. Tag und Nacht holperten wir durch die Landschaft. Da passierte das zweite Malheur. Unsere Freundin, die dieses trübe Wasser getrunken hatte, bekam einen so heftigen Durchfall, dass der Fahrer unzählige Male gezwungen war anzuhalten. Ehe sie von dem Lastauto heruntergeklettert war, durch Schwäche schon in ihrer Behändigkeit gehemmt, war es passiert. Nun, Taktgefühl war Bedingung Nummer Eins bei der ganzen Sache, hatten wir doch alle nur die Alternative der Erleichterung – Jungen rechts, Mädchen links, in dieser baum- und strauchlosen Wüste. Ich bewunderte meine Freundin, als diese kurzerhand beschloss, die ganze Mannschaft nicht mehr an diesem Schauspiel teilhaben zu lassen. Sie hängte kurzerhand ein jedes Mal ihr schönes Hinterteil über den Lastwagenrand und trug damit zu einer schnelleren, hindernislosen Fahrt bei.

Endlich waren wir am Ziel. Flache, öde, trostlose Gegend, graue Erde, unerträgliche Hitze, erbarmungslose Sonne. Eine kleine Unterkunft, alle in einem Raum. Im Schlafsack lag ich auf kahlem Lehmboden und fühlte, wie sich da etwas zu mir verirrt hatte. Als ich Nachforschungen anstellte, kroch mir et-

was in die Hand. Ich schrie und schrie, weckte die ganze Mannschaft, die vor Schreck zu mir gerannt kam. Gott sei es gedankt, es stellte sich als harmloses Getier heraus, das vor so viel Lärm in die nächtliche Weite flüchtete.

Hier beging ich auch die größte Dummheit meines Lebens, was beinahe tragisch geendet hätte.

Durch diese Landschaft ringelte sich ein schmaler Fluss, der uns, Badewütige, zu jeder Zeit erfrischte. In seiner Mitte lag ein großer Stein, der zum Sitzen einlud. Ich, eitles Weib, wollte nun etwas braun werden, platzierte mich, wie einst die Lorelei auf dem Felsen, und gab mich der Sonne hin, wartete auf eine kleine Rötung, die sich nicht sehen ließ. Noch nicht. Abends glühte ich im hohen Fieber, die Haut war nicht rot, sie war verbrannt. Alle unbedeckten Körperteile zeigten große, die ganze Haut bedeckende Wasserblasen. Meine Rettung war der ganzteilige Badeanzug, der Brust, Bauch und Rücken sowie intimere Teile bedeckt hatte.

Unser Expeditionsleiter, der die Verantwortung für alle trug, war verzweifelt. Ich musste sofort zu einem medizinischen Punkt gebracht werden, ein Krankenhaus gab es in dieser Einöde nicht. Man hatte dort wahrscheinlich große Erfahrung mit solchen Verbrennungen, nach ein paar Tagen war ich soweit wiederhergestellt, und unser Leiter konnte mich wieder in sein Team aufnehmen. Er hatte die Nase unterdessen gestrichen voll von unseren Eskapaden und schob uns, Ausländer, bei der

erstbesten Gelegenheit ab. Nur der Chinese überwand alle Hindernisse und durfte bis zum Ende der Expedition bleiben, wo die Ausgrabungen endlich erfolgreich waren.

Ich war auch froh, der Hitze zu entkommen, saß erstmal mit meiner gebeutelten Polin, Ungarin und einem Rumänen am Straßenrand in einer kleinen, schon zivilisierteren Ortschaft. In der dortigen Badeanstalt gönnte ich mir nach langer Zeit ein warmes Bad. Danach fuhren wir in alle Richtungen auseinander. Auch ich machte mich auf den langen Weg über Kasachstan nach Hause. Ende September ging das Studium in Leningrad weiter, reich an neuen Erlebnissen und Reisen.

Mit der deutschen Akademie-Gruppe unternahm ich Ausflüge nach Nowgorod und Pskow, wo wir uns wunderten, bereits am frühen Vormittag vielen Betrunkenen zu begegnen. Der hohe Wodkakonsum ist in Russland eine Volksplage, besonders in der Provinz.

Ich ließ keine Gelegenheit aus, das Land und seine Städte zu besichtigen. Meine Freundinnen luden mich ein nach Kiew, Jerewan, Baku, Taschkent. Lwow (jetzt: Lwiw) lernte ich während eines Akademie-Praktikums kennen. Ich interessierte mich für alles und habe in dieser Zeit zahlreiche neue Eindrücke gewonnen. Ich schloss mein Inneres für die reichen Nuancen der menschlichen Verschiedenartigkeit auf, wurde konfrontiert mit ihrem Gedankengut und ihren Verhaltensweisen, zum Teil fremd und unverständlich für mich als Deutsche.

In unserem Studentenheim wohnten viele Ausländer. Oft saßen wir zusammen, erzählten, sangen und vergnügten uns. In meinem Zimmer lebten wir zu sechs. Es war ein großes Zimmer und die Betten standen weit auseinander. Die Besitzer dieser Pfühle waren zwei Polinnen, eine Tschechin, zwei Armenierinnen und ich. Wir verstanden uns gut und feierten oft miteinander. Wie einst die Römer, ruhten wir dann auf unseren Liegen und genossen das Fest. Die weinselige Stimmung ließ uns in eine wehmutsvolle Sehnsucht versinken, in eine Sehnsucht nach etwas Erhabenem, Unbestimmtem, Nichtgreifbarem. Die Gegenwart entrückte immer weiter in eine Unendlichkeit, versank im Dunkel und ließ Tränen die Augen verschleiern, bis Morpheus mich in einen erlösenden Schlummer senkte. Und siehe da, im Traum erscheinen mir die verschiedensten Bilder. Sie veränderten sich, wie die bunten Spiele in einem Kaleidoskop, das man je nach Lust und Laune schneller oder langsamer drehen konnte.

Das erste Bild zeigte eine Winterlandschaft. Schnee und hartgefrorenes Eis schimmerten bläulich in einem mystischen Licht. Die Zweige der Sträucher und Bäume, schwer von neugefallenem Schnee, hingen tief auf die Erde. Der große Fluss, mit einer dicken, glitzernden Eisschicht bedeckt, lag erstarrt vor Kälte und die kunstvollen schmiedeeisernen Ufereinfassungen zeigten sich, mit Raureif bedeckt, in ihrer vollendeten Schönheit.

In dieser stillen, nur vom Mond beschienenen Landschaft standen zwei junge Menschen, und ich spürte, als geschehe es mir selbst, doch wie im Traum, den leisen, fast keuschen, um Einverständnis heischenden Druck seiner Hand und das zögernde, wie zufällig dem Ganzen keine Bedeutung beimessende, alles im Ungewissen lassende Entgegenkommen. Sie verweilten schweigend, ein verwirrendes Gefühl hatte sie beide erfasst, aber ihre Blicke waren beredter als viele Worte. Dann ein hauchzarter Kuss verhiess ein neues Rendezvous.

Ein anderes Bild erschien. Es war früher Morgen. Wie immer stand er an seinem Atelierfenster der Akademie und wartete voller Ungeduld auf ihr Kommen. Sie hatten versprochen, sich nach dem Unterricht zu treffen, um die neueröffnete Ausstellung zu besuchen. Sie war in einem wunderschönen Outfit erschienen und bewundernd flüsterte er: „Wie schön du bist!“. Welche Frau konnte da widerstehen, es war wie Öl ins Feuer. Viele Bilder ruhten sich aneinander. Eins wurde deutlich erkennbar. Eine „Weiße Nacht“ in Leningrad, voller Romantik und Musik. Da saßen sie engumschlungen auf der von den dunklen Wassern der Newa umspülten, breiten Treppe und schenkten einander Sonne und Mond. Und erst, als das Morgenrot die „Weiße Nacht“ ablöste, begaben sie sich in ihr Heim.

Andere Visionen zeigten sich in Sekundenschnelle schöne, auch vorahnungsvolle, um gleich darauf in einem Nebel zu entfliehen.

Noch einmal erstrahlte im Kaleidoskop eine letzte Farbenpracht. Sommer war es in der von glühender Sonne überfluteten Stadt Taschkent, in der die von der gleißenden Luft umschmeichelten, sagemumwobenen Moscheen bis heute von vergangener Macht und Prächtigkeit Zeugnis ablegen.

Da stand er plötzlich, unerwartet, lachend vor der Tür und streckte ihr seine Hände zum Gruß entgegen. Ich sehe sie frohgelaut im See schwimmen und im Boot sitzen. Die Freundin ist gegenwärtig und nimmt teil an ihrer Freude. Doch der Abschied ist nahe. Der Sommertraum ist zu Ende geträumt, er wird verwirrender und verliert sich endgültig im behutsamen Erwachen in eine Wirklichkeit, die mich erbarmungslos in das alltägliche Dasein stößt. Aber ein vages Gefühl bemächtigt sich meiner. War der ganze Traum ein Intermezzo in meinem eigenen Leben gewesen, ein Tagtraum, der Erfüllung gefunden hatte?

Nun, die Wirklichkeit hatte mich wieder fest im Griff. In unserem Studentenheim gab es eine „Rote Ecke“ zum Lernen und Insichgekehrtsein. Das war die allgemeine Ruheinsel, nicht jeder hatte die Ausdauer und Geduld der chinesischen Studenten, die sich an einen kleinen Tisch am Eingang einer ganzen Etage mit vielen Zimmern hinsetzten, um sich in Konzentration zu üben.

Es gab einen Aufenthaltsraum, bestimmt für Fernsehen und zur Entfaltung eines „frohen Jugendlebens“. Er befand sich im Erdgeschoss und kein extrem erhöhter Lärmpegel konnte

die Tanzfaulpelze stören, die ihre volle Nachtruhe genießen wollten. Hier konnten die Tanzwütigen sich austoben.

Interessant war zu beobachten, wie sich mit der Zeit die Tänze veränderten. Tanzte ich zum ersten Mal in Leningrad auf einem Hochschulabend noch eine Polonäse, mit der ich natürlich nicht viel anzufangen wusste, so war in verhältnismäßig kurzer Zeit eine enorme Veränderung auf dem Gebiet der Unterhaltungsmusik und somit der Tanzkultur vor sich gegangen. Hier geschah das gleiche wie in der DDR, wo westliche Tanzrhythmen gepflegt wurden, obgleich nur 25% dieser Musik im gesetzlichen Rahmen ausgestrahlt werden durfte. So swingten, rockten und verdrehten wir unsere Füße sogar im Boogie-Woogie. Ich war stets eine gute und begeisterte Tänzerin und so wollte ich diese Rhythmen auch hier nicht vermissen. Die 25% von der DDR erlaubten Prozente erreichten hier im Akademie-Studentenheim mindestens 60%. Es war eine Lust zu sehen, wie sich die verpönten westlichen Rhythmen in die Gemüter und Beine schlichen. Das konnte ich viele Jahre später in einem beliebten Tbiliser Restaurant beobachten, das nicht nur den Gaumenfreuden, sondern auch dem Auge und den Sinnen genüge tat. Eine moderne Band ließ in ohrenbetäubender Lautstärke jedes Gespräch verstummen, die Tanzlustigen bemächtigten sich des Saales, ihre Körper verloren sich im Rhythmus der Musik und, losgelöst von allem Irdischen, entflohen sie in eine traumhafte Unendlichkeit.

Ich selbst erlebte es allerdings in einer gediegenen und gepflegten Atmosphäre, als ich mich, wie so oft, bei meinen Geschwistern in Wismar aufhielt. Es war eine abendliche Party, die mein Bruder in der Nähe Wismars in einer alten Mühle, deren Interieur mit den im Halbkreis gestellten niedrigen Sesseln vor einem hell lodernden Kaminfeuer zu einem sehr gemütlichen Stelldichein einlud. Mein Bruder, meine Schwester und meines Schwagers Verwandte fanden sich da in einer traulichen Runde zusammen, da forderte auch mich ein Verwandte meines Schwagers zum Tanz auf. Gleich nach den ersten Schritten spürten wir beide ein wundersames Zusammenfließen unserer Bewegungen. Alles um uns herum vergessend, vollkommen losgelöst wiegten wir uns im Tanz. Verwundert und in die Wirklichkeit zurückkehrend setzten wir uns wieder an das Kaminfeuer, verbanden uns doch außer diesem Tanz keinerlei andere Gefühle. An diesem Abend tanzten wir auch nicht mehr miteinander. Das bewies nur wieder einmal, wie sensibel ich auf Musik und Rhythmen zu reagieren bereit war und mich vollkommen in Melodien auflösen konnte. Ich wollte auf keinen Fall diesem Genuss entsagen und so schleppte ich dann jedes Jahr nach den Ferien die schweren, weil noch zerbrechlichen, Schallplatten mit nach Leningrad. Der Spaß war allgemein. Wenn ich dabei in Erinnerungen schwelge, muss ich dazu sagen, dass in den fünfziger Jahren das Interesse für die westliche Kultur enorm wuchs.

Es wurden Philharmonie-Orchester aus Amerika eingeladen, es gab italienische Filmfestivals. Stundenlang stand ich mit meinen Freundinnen abwechselnd in der Riesenschlange, um in den Genuss der Filme zu kommen. Das war eine neue Welt, für uns neu angesprochene Themen mit ausgezeichneten Schauspielern und Regisseuren. Im Studentenheim hatten wir natürlich auch einen Fernseher, der sein Programm mit russischen Filmen und Vorkriegstrophäenfilmen ausstrahlte. Ganz uninteressant waren diese auch nicht, aber das Flair der großen weiten Welt strahlten sie nicht aus.

Eines Tages las ich auf den Theateranschlügen die Ankündigung von Gershwin's Oper „Porgy und Bess“. Das wurde zum größten Erlebnis des Jahres. Das Anstehen begann von neuem, aber die Beine ließen mich nicht im Stich, jung und enthusiastisch hielten sie den Anstrengungen stand. In großer Erwartung auf das, was da kommen sollte, saß ich auf meinem eroberten Platz und war furchtbar aufgeregt. Das dritte Klingelzeichen verhallte, der Vorhang ging auf. Die Dekoration übertraf alle meine Vorstellungen. Nicht nur die Musik ging ins Blut, mir erging es wie allen im Saal. Die Atmosphäre knisterte, die Zuschauer saßen nicht mehr still auf ihren Stühlen, war doch das, was auf der Bühne geschah, noch nie so aufreizend und frei in jeder Hinsicht auf diese Art und Weise in der Sowjetunion gezeigt oder erlaubt worden.

Die ganze Handlung war in ihrem genialen Können nur angedeutet, sie ließ der eigenen Fantasie genügend Freiraum, so wie ein Verlangen, das, nicht bis zu Ende ausgelebt, immer seinen Zauber behält.

Nicht immer glückte es, Eintrittskarten zu erstehen, aber wozu studierten Graphiker an der Akademie? Die kamen auf eine geniale Idee. Sie kauften rechtsgültige Eintrittskarten für irgendein unbedeutendes Konzert und fälschten gekonnt das Datum. Es waren Stehplätze auf der Galerie hoch oben, nummerierte Sitzplätze hätten einen Skandal verursacht und die ganze Aktion gefährdet. So stand ich mir drei Stunden die Beine in den Bauch, was den Genuss des Miterlebens jedoch nicht minderte.

Oh ja, ich hatte keine Langeweile, lebte ein aktives Leben, obgleich manchmal unter Strapazen, aber mein Vorleben hatte mich ja in Geduld schon geübt.

Auf dem Gebiet der bildenden Kunst konnte ich mich ebenfalls um Einiges bereichern. Da war die Ermitage, eines der größten und reichsten Museen. Die Kunsthistoriker-Studenten sind auch heute noch in der glücklichen Lage, ihre Studienobjekte im Original in der Ermitage betrachten zu können. Und so war ich ebenfalls oft in den Sälen dieses Museums anzutreffen. Es machte mir Freude, die Werke alter und neuerer Meister dort zu schauen und mein Wissen an dem Studium ihrer Werke zu erweitern. Auch ausländische Ausstellungen lösten einander

ab und die Leningrader standen wieder in der Reihe, um für ein paar Minuten die „Mona Lisa“ anzuschauen. Lange, individuelle Betrachtung war nicht gestattet. Es ging wie in Moskau, wo ich mit meiner Schwester in einer kilometerlangen Schlange rund um den Kreml wartete, um auf den Roten Platz in das Mausoleum zu kommen, wo Lenin und Stalin einträchtig nebeneinanderlagen und vorher auch so einträchtig nebeneinander das Riesenreich regiert hatten.

Meine Schwester und ich bekamen damals eine deftige Erkältung, die wir zuerst einmal in Leningrad mit Hilfe von ein paar Gläser Wodka auskurierten. Dieses Missgeschick vergaß sie bald. Ich zeigte ihr die Sehenswürdigkeiten der Stadt und die an historischen Schlössern reiche Leningrader Umgebung. Zufrieden fuhr sie nach Hause.

Das Neujahrsfest wurde in der Akademie jedes Mal groß gefeiert. Es wurde mit einem Kulturprogramm eingeleitet, das uns, wie schon so oft, Spaß und Erholung bereitete. Wir hatten einen Chor und es verstand sich von selbst, dass ich da tüchtig mitsang. Ein professioneller Chorleiter half, die ganze Sache auf ein gehobenes Niveau zu bringen. Er war es auch, der mir und noch einer Studienkollegin vorschlug, im Duett zu singen. Es klappte wunderbar und, da meine Stimme die dominantere war, horchte er auf und schlug mir vor, Solo zu singen. Von nun an bereicherte ich auf ähnlichen Festen das Programm mit meinen Solo-Einlagen. Es machte mir ungeheuren Spaß mit ihm die ein-

zelen Gesangsnummern auszusuchen. Es waren natürlich nur Schlager von meinen nach Leningrad mitgebrachten Schallplatten. Wir suchten, wägten ab, probierten und fanden das Richtige. Vor dem ersten Auftritt war ich furchtbar nervös, ich zweifelte an meinem Können, ich hatte regelrechtes Lampenfieber, vor einem so zahlreichen Publikum auf der Bühne zu stehen. Aber alle diese freundlichen, in Erwartung harrenden Blicke lächelten mir zu, ich spürte ihr Wohlwollen. Und dennoch, alle Augen waren auf mich gerichtet. Im Chor fühlte ich mich geborgener, hier war ich den Gemütern allein preisgegeben. Äußerlich sah ich ruhig und gefasst aus, wusste ich doch, dass ich in meinem enganliegenden tiziangrünen Taftkostüm eine gute Figur machte. In meinem Inneren war ich unsicher. Es half alles nichts, ich musste mich den Hörern stellen und wurde fast von unserem Chorleiter auf die Bühne gestoßen. Da stand ich und dachte: „Nimm dich zusammen!“, mit einer Blamage darf das hier nicht enden. Und wie ich auch damals, noch Schulkind in Breslau, mein Lied vor der Klasse singen musste, um in den Rundfunk-Kinderchor aufgenommen zu werden, mich nach den ersten Tönen fasste, so geschah es auch diesmal. Eine kleine Genugtuung und Überlegenheit der Auserwählten packte mich und es gelang mir, die Herzen des Publikums zu erobern. Der Beifall beflügelte mich, meine Zweifel schmolzen, wie Eis im Frühling, dahin und die darauffolgenden Gesangsnummern machten mir einfach schon viel Freude und gaben mir die Gewissheit singen zu können.

Aber warum schreibe ich das alles? Gewiss, es war ein großes Erlebnis für mich, das aber schicksalhafte Folgen nach sich zog.

Zu dem Akademiefest waren Freunde des zu der Zeit bekannten „Ensemble der Freundschaft“ eingeladen worden, sie waren international und wollten mich als Deutsche engagieren. Ich hatte ihnen gefallen. Das war meine langersehnte Chance, einmalig, unvorhergesehen, nie wiederkehrend. Davon hatte ich geträumt, dieser Traum konnte Wirklichkeit werden, doch geschah etwas vollkommen Unverständliches. Ich reagierte nicht auf diese Einladung. Sie verschwand in meinem Unterbewusstsein. Es war, als wollte eine fremde Macht sie in Vergessenheit geraten lassen. Dabei hatte ich die Aufforderung nicht vergessen. Sie lagerte nur irgendwo in den Tiefen meines Unbewussten, konnte sich nicht befreien, sich nicht an die Oberfläche kämpfen, um mir zu einem realen Entschluss zu verhelfen.

Eine kurze Zeit verging. Ein Studienkollege aus dem Konservatorium suchte mich auf und fragte verwundert, warum ich der Aufforderung nicht gefolgt war. Er kam mit einer nochmaligen Einladung. Ich freute mich, ja, aber eine unerklärliche Gleichgültigkeit hemmte wieder meinen Tatendrang, meine Entschlusskraft war wie durch eine Schicksalsbestimmung gelähmt. Auch diese zweite Einladung ließ ich im Winde verwehen. Was war los mit mir? Warum reagierte ich nicht? Hatte ich Angst vor einer konsequenten Wendung meines zukünftigen Lebens? Hatte ich Befürchtungen, mich endgültig diesem Mi-

lieu hinzuwenden? Ich finde bis heute keine Antwort auf diese Fragen. Wie hätte sich mein weiteres Dasein gestaltet? Nun der deutsche Konjunktiv lässt da einige Möglichkeiten offen. Hätte ich meinen Mann kennengelernt? Wäre ich in Leningrad sesshaft geworden? Würden mir Enttäuschungen erspart geblieben sein? Meine Kinder hätten wahrscheinlich keine georgischen Adlernasen bekommen. Merkwürdig, dass ich diese Überlegungen damals gar nicht anstellte.

Meine Kinder und Enkel sind alle ausnehmend schöne und begabte Persönlichkeiten geworden. Ich möchte sie, so wie sie sind, für nichts in der Welt missen. Ein Leben ohne sie kann ich mir nicht vorstellen. Dieses nun zur Gewissheit gewordene Gefühl schlummerte wahrscheinlich schon damals in den Tiefen meines Bewusstseins. Es war die Vorbestimmung meines Schicksals, das mein Leben in eine andere Bahn lenkte, und keine Show-Sängerin in mir sehen wollte. So wurde ich Kunsthistorikerin und brave Ehe- und Hausfrau und für meine Kinder eine treusorgende Mutter. Auf jeden Fall war es ein weniger aufregendes Dasein. Mir allein war es überlassen, dieses interessant und lebenswert zu gestalten.

Die Zeit verging wie im Fluge. Wieder war es Sommer geworden. Meine Freundin hatte mich nach Taschkent eingeladen, wo ihre Familie wohnte. Es wurden schöne, ereignisreiche Ferien. Leider musste ich von geliebten Menschen vorzeitig Abschied nehmen. Durch eine Fehllhandlung der Ausländerbehör-

de in Leningrad, die meinen Pass nach Taschkent zu schicken versprochen hatte, der aber dort nie ankam, war ich gezwungen, eher, als geplant, nach Leningrad zurückzureisen. Dort angekommen ergab es sich, dass ich einen georgischen Bildhauer kennen lernte, der sein Studium an der Kunstakademie in Tbilisi absolviert hatte und nun die Aufnahmeprüfungen für die Aspirantur an der Akademie in Leningrad ablegen musste. Für seine Deutschprüfung brauchte er Nachhilfe und so schickte er seinen Freund, eine deutsche Studentin ausfindig zu machen, die ihm dabei behilflich sein konnte. Er hätte mich selbst wahrscheinlich nicht gefunden, so wie wir uns auch später, als wir schon verheiratet waren, fast nie an einem verabredeten Ort und Zeitpunkt getroffen haben.

Es gäbe viele Beispiele dafür. Aber eins möchte ich hervorheben. Es wird mir stets in Gedächtnis bleiben. Ich könnte es eine humoristische Episode nennen, wäre sie in jenem Moment nicht zum Alptraum geworden.

Es war das Jahr 1961, als ich nach langem Warten endlich meine Einreise für den ständigen Wohnsitz in Tbilisi bekommen hatte. Freudig und in großer Erwartung auf das langersehnte „in die Arme schließen“, packte ich einen Monstertrolley und eine Tasche mit der nötigen Garderobe für Winter und Frühjahr. Ich ging, wie schon so oft, auf eine große Reise, Moskau – Umsteige - Leningrad. Aber wie es der Teufel wollte, packte mich, wie schon so oft im Leben, eine höhere Anordnung am Schla-

wickel. Es war, als verfolgten mich diese Unbill geradezu. In dieser Zeit fand in der Sowjetunion eine Währungsreform statt. Das Geld wurde von einem Rubel zu zehn Kopeken. Nun, wie man behauptet, Geld macht nicht glücklich, so beruhigt es doch ungemein. Von beruhigt sein konnte in meinem Fall niemals die Rede sein. Reiste ich bisher mit dreißig Rubeln in der Tasche, verirrt sich jetzt in meinem Geldbeutel nur drei Rubelchen. Es war eine Katastrophe. Der einzige Trost war die Hoffnung, meinen Mann in Moskau zu treffen.

Die Reise verlief angenehm, und frohen Mutes stieg ich in Moskau aus. Doch, oh weh, kein Mann war weit und breit zu sehen. Ich konnte mir das nicht erklären, hatte er doch fest versprochen mich abzuholen. Die Situation war verzwickt, aber so schnell ließ ich mich nicht mutlos machen. Ich war nicht mal richtig wütend, nahm es, wie so Vieles später, gelassen hin, begehrte nicht auf, war stets über jegliche Skandale erhaben. Doch manchmal frage ich mich: „Was bin ich für ein Mensch? Hat mich das Leben gestählt, alles in Geduld zu ertragen?“ War das hier ein Zeichen schleunigst umzukehren? Doch wie? Außer der Fahrkarte nach Leningrad waren die drei Rubel mein einziger Reichtum. Aber auf diesem Bahnhof konnte ich nicht sitzenbleiben, da war kein Zug nach Leningrad. Also rief ich in forscher Erhabenheit, nach alter Gewohnheit ein Taxi, um mich mit meinem schweren Gepäck zu dem ziemlich weitentfernten Bahnhof bringen zu lassen. Mit der neuen Währung hatte ich

noch keinerlei Erfahrung, und so rutschte mir mein Herz fast in die Hose, als ich den Preis hörte. Mein Fassungsvermögen und mein Geldbeutel waren überfordert. Dieser Taxifahrer, Psychologe, sich auskennend mit Ausländer-Physiognomien, hatte mich natürlich skrupellos geschröpft. Mit ihm zu streiten wäre zwecklos gewesen, also trollte ich mich zur Gepäckaufbewahrung, um das Monster von Koffer in Gewahrsam zu geben. In meiner Tasche hatte ich nur noch ein paar von Chruschtschow zusammengeschrumpfte Kopeken: sie reichten gerade noch für ein trockenes Brötchen und eine Tasse schwarzen Tee und das bis zum späten Abend. Früh war ich angekommen, so saß ich den lieben langen Tag in der Bahnhofshalle und zeichnete in mein Adressbuch die ungemein koloristischen Gestalten der „Babuschkas“ und Betrunkenen.

Die Zeit der Abreise rückte näher, mein Zug stand abfahrtbereit, und ich machte mich zur Gepäckausgabe bereit, um meinen Koffer auszulösen. Da traf mich der zweite Schreck. Mir fehlten fünf Kopeken an dem geforderten Tribut. Diese Gepäckausgabefee weigerte sich hartnäckig, mir meinen Koffer auszuhändigen. Was blieb mir anderes übrig als ihr vorzuschlagen, den Koffer zu öffnen, um ihr etwas Nettes schenken zu dürfen. Da empörte sich ihre standhafte sowjetische Seele. So staute sich hinter mir eine Menschenmenge, die einer zischenden Python-Schlange glich. Aufgebracht zeterten die Wartenden, denn alle wollten schnell zu ihren Zügen. Die Sache eskalierte.

Endlich nahte Rettung. Ein netter Herr, der bisher diese Szene verfolgt hatte, zückte aufopferungsbereit seine Geldbörse und zahlte die lausigen fünf Kopeken. Nun war ich froh diesem Missgeschick entkommen zu sein, doch sogleich schlich sich schon das Nächste heran. Als ich nämlich den Koffer, wie ein Gewichtheber, über die Barriere hievte, riss der Griff ab. Tragen konnte ich ihn nicht mehr, nur noch wie ein Fußballspieler mit dem Fuß voranschieben. Eile tat Not, zu allem Übel hatte ich eine Platzkarte im vorletzten Abteil. So balancierte ich auf einem Bein den Bahnsteig entlang. Ich bemerkte ein lustig zuschauendes Publikum, das sich dieses Schauspiel nicht entgehen lassen wollte. Erschöpft schlich ich zu meinem Abteil, wo sich ein mitleidiges Mannsbild fand und mir den Koffer in mein Coupe trug. Wie es sich so in einer gemeinsamen langen Nacht ergibt, steuerte jeder etwas zum Gespräch bei, und so erfuhren meine Reisegefährten mein ganzes Missgeschick. Der freundliche Helfer vermeinte mich weiter beschützen zu müssen, worüber ich sehr froh war, war doch auch auf dem Leningrader Bahnsteig kein Lewan zu sehen, der mich hätte in die Arme schließen können. Es war, als hätte ihn der Erdboden verschluckt. Gott sei Dank, wusste ich die Adresse, und so fuhren wir durch die morgendliche, noch schlafende Stadt. Lewans Nachbarn, eine gastfreundliche ukrainische Familie stopfte mich gleich mit Buchweizenbrei und Buletten voll. Danach bettete man mich auf ein Sofa, um mich von den Mühen

der Strapazen ausruhen zu lassen. Kurz darauf klopfte es, und mein aufgeregter Mann stand wie eine Geistererscheinung im Türrahmen. Es stellte sich heraus, dass nicht nur er, sondern auch sein Cousin auf dem Moskauer Bahnsteig auf der Suche nach mir gewesen waren. Wie wir uns da verfehlen konnten, blieb unerklärlich. Die Liebe ließ mich auch hier wieder verzeihen. Die später nicht stattfindenden Rendezvous waren dagegen nicht erwähnenswerte Malheure.

Aber jetzt weiter zu seinem Freund, der nach mir Ausschau halten sollte. Er kam auf der Suche nach einer Deutschsprachigen in unser Studentenheim. Er sah zufällig, wie ich bemüht war, mein Bettgestell in ein anderes Zimmer zu transportieren. Galant, wie die Georgier nun einmal sind, bot er sofort seine Hilfe an und stellte dabei fest, dass ich die deutsche Sprachhilfe für seinen Freund sein könnte. So machte er mich mit meinem zukünftigen Mann bekannt. Eine Freundschaft, auf gegenseitiger Sympathie basierend, begann zwischen uns, die sich aber bald zu einer echten Liebesbeziehung entwickelte. Seine ehemaligen Geliebten kamen vergebens nach Leningrad, um zu retten, was noch zu retten war. Seine Mutter reiste an. Die Kunde – ihr Sohn liebe eine Deutsche – war bereits bis nach Tbilisi vorgedrungen. Nun, ich wusste sie zu nehmen, und sie fuhr, mit mir zufrieden, nach Hause. Ich war schon im Diplomjahr, war dementsprechend sehr mit meiner Diplomarbeit beschäftigt. Trotz allem hatten wir eine wunderschöne Zeit miteinander.

Zum Ende des Studienjahres beschlossen wir nach Georgien zu reisen, wo Lewan mich mit seinen Verwandten und Freunden bekannt machen wollte. Das Vergnügen hielt sich in Grenzen. Einige machten sich doch Gedanken, dass ich den Germanen angehörte, andere fanden mich zu dünn, bis dann der Ehemann einer Tante von Lewan ganz trocken meinte: „Mein Gott, gebt dem Mädchen mehr zu essen, so wird sie rundlicher“. So hatte ich unversehens einen Anwalt gefunden. Außerdem war ich nicht dünn, sondern schlank, doch für diese kleinen Unterschiede hatte man nicht den Blick. Den kannte mein Geliebter aber als Frauenheld wohl. Sein Bruder und seine junge Schwester kannten mich schon von einem Besuch in Leningrad und begrüßten mich herzlich. Sie blieben mir die liebsten Menschen, mit denen ich Freude und Leid teilen konnte.

Der Zeitpunkt meiner Abfahrt rückte immer näher und damit das große Abschiednehmen. Ich packte eine große Kiste, voll mit Büchern und sonstigen Habseligkeiten, was meinem Freund gar nicht behagte, sollte diese Trennung doch keine endgültige sein, aber an eine Heirat während des Studiums war nicht zu denken gewesen, das lehrte mich das Schicksal anderer Mädchen. Sobald sie verheiratet waren, wurde ihnen das Stipendium entzogen. Noch schlimmer erging es einer deutschen Architekturstudentin an unserer Akademie. Sie bekam von einem Georgier ein Kind und wurde sofort vom Studium zurückgezogen, obgleich sie im Diplomjahr war. Man ließ sie nicht mehr

nach Leningrad, und so konnte sie nicht mal den Mann heiraten. Das geschah erst später. Die Laufbahn dieser Frau war zerstört, ihr Dasein fristete sie mit allen möglichen und unmöglichen Beschäftigungen und hatte es später, als alleinstehende Mutter, sehr schwer. Von den Eltern bekam sie keine Unterstützung. Sie hastete früh vom Kindergarten zu Arbeit, nahm noch nebenbei Übersetzungsarbeiten an und bekam auch dann bald Herzbeschwerden, die zu allem nicht richtig behandelt wurden. Die fünf Jahre angestrengten Studiums wurden ihr nirgends angerechnet.

Nun, ich entging diesem Schicksal, außerdem hatte ich nach Abschluss des dreimonatigen Vorbereitungskurses unterschreiben müssen, nicht während des Studiums zu heiraten.

Wie von deutscher Seite vor Studienanfang vereinbart war, musste ich erst einmal zurück in die Produktion, um die verlorene Verbindung mit dem arbeitenden Volk wiederherzustellen.

Unterdessen schrieb mein Zukünftiger in Leningrad fleißig an seiner Doktorarbeit, die ihm später den Vorteil brachte, noch sehr jung Professor zu werden.

Aber, wie schon gesagt, ich war zu dieser Zeit in Deutschland und leistete mein halbes Jahr in der Produktion ab. Also steckte man mich in die Jachtabteilung der Mathias-Thesen-Schiffswerft in Wismar. Ich musste früh um 5:00 Uhr aufstehen zur ersten Frühschicht, was mir sehr sauer ankam, und in der Maschinenhalle arbeiten. Die holzbearbeitenden Maschinen kannte ich zwar

aus der Tischler-Lehrlings-Zeit, aber richtig befreunden konnte ich mich schon damals nicht mit den Monstern. Es ging wie es ging, bis mir ein großer Holzklötz auf einen Finger fiel und dieser sich nach ein paar Tagen schon vereiterte. Der Nagel musste entfernt werden, es tat zwar sehr weh, aber der Maschinenhalle konnte ich endgültig den Rücken kehren. Nach dreiwöchiger Schonzeit, ich half da ein bisschen nach, indem ich die Verordnung des Arztes nicht immer befolgte, kam ich in die Schleiferei, damals noch alles gediegene Handarbeit ohne Mundschutz.

Nun ich überlebte auch das. Nach diesem halben Jahr war ich genügend mit dem arbeitenden Volk verbunden und machte mich schleunigst unter dem Vorwand, Studienmaterialien in die Akademie zu bringen, nach Leningrad auf. Dort saß mein geliebter Freund, der die Aspirantur noch nicht beendet hatte, bei meiner ehemaligen Studienkollegin im warmen Nest. Man war sehr bemüht und verwöhnte ihn, da man wahrscheinlich die dritte Heirat der Tochter im Auge hatte. Die Tochter selbst hatte allerdings ein zu damaliger Zeit gewagtes Angebot – eine freie Liebe – vorzuschlagen. Was will ein Mann mehr, noch dazu ein umworbener Georgier. Das hoffende Mädchen wurde bitter enttäuscht, als sie ohne Vorwarnung abrupt fallen gelassen wurde. Eine Woche nach meiner Ankunft heirateten wir. Ich denke, diese schändliche Tat liegt ihm manchmal schwer auf der Seele, aber ich kam, er sah, ich siegte und da war nichts mehr daran zu rütteln. Unsere Liebe war größer als die „freie Liebe“. Drei

Monate hatten wir für uns, dann musste ich wieder retour, um meine ständige Ausreise aus der DDR zu beantragen. Das dauerte dann auch dank des Bürokratismus über ein halbes Jahr. In dieser langen Zeit, in der mein Mann auf mich warten musste, schrieb er mir viele schöne Briefe, in denen er mir von seiner Liebe und Sehnsucht nach mir sprach. Las ich dann seine Briefe, konnte ich es kaum erwarten, wieder bei ihm zu sein. Endlich hatte ich die Erlaubnis und konnte meinen Mann beglücken.

Vor unserer Heirat hatte mein Mann bei einer eingessessenen Leningraderin ein Zimmer gemietet. Alle ihre Kinder und Verwandten waren während der Leningrader Blockade umgekommen. Ihr fiel es nun schwer, täglich eine Deutsche um sich zu haben, und kündigte Lewan das Zimmer. Die Suche nach einer neuen Bleibe war aufreibend. Leningrad war überlaufen. Endlich fand sich ein nicht sehr helles Zimmer im Dostojewski Milieu. Eine ehemals geräumige Wohnung mit vielen Zimmern war nun so etwas wie eine WG – Wohngemeinschaft – geworden, nur mit dem Unterschied, dass in einem Raum eine ganze Familie hausen musste. Man kennt die Atmosphäre dieser Kollektivwohnungen aus russischen Filmen. Kein ausländischer Filmemacher hat jemals dieses Kolorit wiedergeben können. Dunkle lange Korridore mit renovierungsbedürftigen Wänden und Türen. Eine einzige Küche, in der die Frauen versuchten, sich nicht zu streiten, und ein einsames Badezimmer. Um dort hereinzukommen, musste man Schlange stehen, und die Unge-

duldigen klopfen lautstark an der Tür, um den Säumenden zur Eile anzutreiben. Langeweile kam da nicht auf.

Ich erinnere mich an eine sehr liebe Familie. Da drängten sich ein junges Ehepaar mit zwei Kindern und den Schwiegereltern in so einem Zimmerchen zusammen. Der Ehemann, ein Mensch mit Humor, ließ uns einmal von seinen nächtlichen drei Wünschen hören. Der Erste, dass die Schwiegereltern schnell einschlafen, der Zweite, dass seine Frau nicht einschläft, und der dritte Wunsch, dass sein Verlangen nicht einschlummert. Lustig, für den Nichtbetroffenen. Wir waren von solchen Sorgen befreit. Die Schwiegereltern schnarchten in Tbilisi und Kinder hatten wir noch nicht. Die größte Plage waren jedoch die Wanzen. Diese blutrünstigen Tierlein stürzten sich in Scharen auf uns, friedlich Schlummernde. Wir versuchten, sie durch romantische Kerzenbeleuchtung von ihrer Gier abzuhalten. Vergebens, die braunen Blutsauger jedoch verkrochen sich in Möbeln und hinter Tapeten, sie konnten jahrelang hungern bis sie ein Opfer fanden. Sie belästigten uns jede Nacht. Doch im Moment lebten wir jung verheiratet und glücklich hier. Wir waren arm, wie die Kirchenmäuse, und aßen dreimal in der Woche sibirische Pelmeni, ein Rubel die Packung. Ich reiste dann etwas eher nach Tbilisi, meinen Mann als Wanzenopfer zurücklassend.

In Tbilisi begann nun ein ganz neuer Lebensabschnitt für mich. Hier gründete ich mit Lewan eine noch bis jetzt bestehende Familie.



Tbilisi

In Tbilisi kam ich alleine an und wurde von Verwandten und Freunden meiner Schwiegereltern herzlich begrüßt. Meine Schwiegermutter hatte zur Feier des Tages Gäste eingeladen, und ich unterhielt mich köstlich. Es waren intelligente und aufgeschlossene Menschen. Schwiegervater David Mcheidse stammte, wie auch meine Schwiegermutter Ketewan Gudshedshiani, aus gutsituierter Familie. Die Eltern meines Schwiegervaters waren Nachkommen eines georgischen Fürstenhauses und besaßen noch vor der russischen Oktober-Revolution Häuser und Apotheken in verschiedenen Ortschaften, auch Ländereien in Terdshola. Ihre Söhne und Töchter waren alle Besitzer und Verwalter von diesen Immobilien. Als ich noch vor meiner Heirat in Georgien und Kutaisi weilte, wohnten Lewan und ich noch in so einem Haus bei meines Mannes Tante Olja. Es war das Geburtshaus meines Mannes und hatte damals im Erdgeschoß noch eine große Apotheke. Das alles, wie auch andere Objekte, wurde nach der Revolution enteignet und der Familie nur drei Zimmer zugeteilt.

Ein gleiches Schicksal ereilte die Eltern und Großeltern meiner Schwiegermutter. Die Lebensgeschichte ihrer Vorfahren könnte einem Kriminalroman gleichen. Aus einem jetzt nicht

mehr nachvollziehbaren Grund wurde ein Swane von ihnen getötet. Nun bekanntlich gab es zu dieser Zeit in Swanetien noch die Blutrache. Der hauptsächlich Gefährdete in der Familie Gudshedshiani war nun Georgi, noch ein Kind, da sein Vater nicht mehr lebte. Man brachte den Jungen nach Tbilisi zu Freunden. Hier in der Familie Gambaschidse wurde er erzogen und bekam eine gute Ausbildung. Er heiratete später die Verwandte aus dem Fürstenhaus Zereteli – Anna Zereteli. Sie verbrachten ihr Leben in Westgeorgien – in Tschiatura und Satschchere, wo sie Häuser besaßen und Aktionäre an dem Manganit-Erzabbau in Tschiatura waren. Auch sie traf der schwere Schlag der Enteignung, sie verloren alles – Grundbesitz, Häuser und Aktien. Es wurde alles verstaatlicht. 1924 wurde Georgi Gudshedshiani von einem Bauern und seinem Sohn hinterhältig in einem Wald ermordet. Da die Familie annahm, es handle sich um einen politischen Racheakt – Georgi war führendes Mitglied der National-Demokratischen Partei und pflegte Kontakte zu Stalin – machte man aus Angst kein großes Aufsehen von Seiten der Familie. Nur durch einen Zufall kam die schnöde Tat ans Licht. Die Ehefrau Georgis - Anna – bemerkte an einem Vorbeigehenden, dass dieser die Schuhe ihres Mannes trug. Es war speziell von Hand angefertigtes Schuhwerk. Sie erfuhr, von wem er diese Schuhe erworben hatte, und fand die Mörder. Ein Prozess begann, nachdem die Übeltäter mit Gefängnishaft bestraft wurden.

Es war somit keine leichte Bürde, die diese Familien zu tragen hatten. Ihre Nachkommen nahmen alles, wie vom Schicksal bestimmt, ergeben hin. Sie lebten in der realen Welt und versuchten aus ihrem Dasein das Beste zu machen. Es waren alles sehr lebenswürdige und taktvolle Menschen, die mich da in ihren Kreis aufnahmen. Ich fühlte mich wohl hier. Die Georgier sind sehr deutschfreundliche Menschen. Man kannte deutsche Dichter und Schriftsteller. Um Tbilisi herum gab es bis 1937 und 1942 ungefähr 16 deutsche Dörfer. Diese deutschen Umsiedler kamen schon zum Teil im 18. Jahrhundert auf Einladung Katharinas der Großen nach Russland und in den Kaukasus. Sie gründeten hier diese Ortschaften, errichteten ihre Häuser und bebauten das fruchtbare Land. Ihr Fleiß, ihre Fähigkeit, reiche Erträge zu erzielen, wurde von der heimischen Bevölkerung bewundert und die arbeitsamen Bauern hoch geachtet. In Tbilisi selbst bauten deutsche Architekten öffentliche Gebäude, und deutsche Wissenschaftler waren in vielen Bereichen tätig. Ich war also nicht die erste Deutsche in diesem Land, allerdings nach dem Krieg eine der Ersten.

Nun musste ich mir wieder einmal eine Stadt erobern, eine Stadt, in der ich mich wohlfühlen, in der ich mein Leben verbringen und heimisch werden sollte. Das war gar nicht so einfach, Wismar war mir lange Jahre zur zweiten Heimat geworden, sie war eine kleine anheimelnde Stadt, in der ich jedes Haus, jedes Geschäft kannte und mich im Meer tummeln konnte. Lenin-

grad war mir zur großen Liebe geworden mit seiner großartigen Architektur und seinem ureigensten Flair. Beide Städte hatten etwas für mich Wesentliches, sie lagen in einer kühlen, nördlichen Klimazone, in der ich mich wohlfühlte. Das flache Land und das Meer ließen meinen Blick in die Unendlichkeit schweifen, und stand ich am Ufer, durfte ich von anderen Ländern und Welten träumen, die ich nur erhoffte jemals zu erleben. Ja, sobald ich mich dem Meer näherte, schlug mein Herz ein jedes Mal höher. Ich liebe es bei Sturm, wenn die gepeitschten Wellen ans Ufer schlagen und ihre Allmacht zeigen. Ich liebe es, wenn das Meer wie ein Spiegel glatt und regungslos im Sonnenglanz ruht und die See geradezu einlädt, diese Stille zu durchbrechen. Ich mag es, wenn sich das Meer bei diesigem Wetter in einen geheimnisvollen Dunstschleier hüllt. Ich malte die Fischerboote und Jachten, die das Ufer belebten, ich atmete gierig den Geruch – ein Gemisch aus Teer, Tang und geräuchertem Fisch. Jedes Mal, wenn ich bei meinen Geschwistern in Wismar weile, spaziere ich zum Hafen und lasse mich von den aus Lautsprechern ertönenden Seemannsliedern einfangen. Das alles wurde jetzt Vergangenheit.

Tbilisi ist eine Stadt im Süden, von kleinen und größeren Hügeln umgeben, die damals noch grau, unbewachsen, mit wenigen Ausnahmen unbebaut waren und die Stadt in einen Talkessel einengten. Emotionell berührte mich Tbilisi vorerst nicht besonders. Es war Hochsommer, heiß, und es kam vor,

dass ich Nasenbluten bekam. Ich musste mich erst langsam akklimatisieren. Die Stadt war zu dieser Zeit noch nicht so groß wie heutzutage, hatte ein paar bemerkenswerte Prospekte, die sich vom Zentrum in die Außenbezirke zogen, im Großen und Ganzen aber von zahlreichen kleinen Straßen, Gassen und Gässchen durchzogen wurde. Es gab ein einziges Haus, das sich mehr oder weniger Hochhaus nennen konnte. Alles andere waren fünfstöckige, vom Staat errichtete Wohnhäuser, viele kleine Häuschen zum Teil sehr renovierungsbedürftig. Meine liebste deutsche Freundin hier in Tbilisi, eine schon etwas ältere Dame wohnte damals am Rande der Stadt, heute gehört dieser Ort zum Stadtzentrum. Außer O-Bussen gab es noch Straßenbahnen, die durch die Stadt ratterten. Das Leben verlief ruhig und gemütlich. Die Jugend flanierte auf dem Rustaweli-Prospekt, der langen, breiten Hauptstraße, auf der Theater, Kinos, Restaurants, das Regierungsgebäude und zahlreiche Geschäfte lagen. Da vergnügten sich Menschen mit sorglosen, lächelnden Gesichtern, und man konnte auf Schritt und Tritt Bekannte oder Freunde begrüßen.

Meine Schwiegereltern besaßen gleich hinter dem Regierungsgebäude eine Zweizimmerwohnung, also im Zentrum. Es war eine beträchtlich aufsteigende Straße, das Haus, fast am Ende, hatte aber den Vorteil, die Bewohner mit frischer Luft zu erfreuen. Da außer meines Mannes Eltern hier noch die Schwester Luziana, Schülerin einer Musikschule, und der Sohn Tengis

wohnten, fühlte ich mich ziemlich beengt, und die Suche nach einer Wohnung begann. Kaufen konnte man keine, dazu hätte auch das Geld gefehlt. Ich verdiente mir zu dieser Zeit mit dem Schreiben von Artikeln für eine Zeitschrift ein paar Rubel. Auf dem Wohnungsamt schüttelte man nur mit den Köpfen. Es blieb nur übrig, dass ich mir eine Audienz bei dem ersten Parteisekretär des Zentralkomitees Georgiens verschaffte. Nach langem Hin und Her in dem Vorzimmer des Gewaltigen, wo auch da die Sache erfolglos geblieben war, meinte meine Schwiegermutter mich begleiten zu müssen.

Hier muss ich im Vornhinein sagen, dass meine Schwiegermutter swanische Gene in sich trug, das war eine gefährliche Mischung von Kampfgeist und Blutrache. Ging es um das Wohl ihrer Familie, erfasste sie eine Entschlossenheit, die zielstrebig jedes Problem löste. Ihr reger Geist ersann Spitzfindigkeiten, mitunter auch Intrigen, mit denen sie nicht nur einmal ihre Familienangehörigen rettete. Doch davon später.

Jetzt nahm sie erstmalig das Zentralkomitee in Angriff. Kurzentschlossen machte sie sich fein, sie war eine schöne Frau mit hypnotisierenden Augen. So machten wir uns auf den Weg zu den Zerberussen im Vorzimmer. Als diese mich schon wieder höflich begrüßen mussten, blieb ihre Begeisterung in Grenzen, aber sie kamen nicht umhin, nicht nur mich, sondern auch meine kampfgewaltige Begleiterin bei sich einzulassen. Nach einem kurzen Gespräch - unsere Chancen schwanden mehr und mehr

- ging meine Schwiegermutter zum Angriff über. Schon die Tür in der Hand meinte sie noch für alle hörbar ganz lässig: „Mädchen, sei nicht traurig, wir gehen heute Abend zu ihm (zu dem ersten Sekretär des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei Georgiens) nach Hause“. Da horchte man zum ersten Mal auf. So durfte die Sache nicht enden, und sie nahm mit einem Mal eine andere Wendung an. Wir wurden aufgefordert wieder Platz zu nehmen und bekamen letztendlich den gewünschten Empfangstermin. Meine Schwiegermutter hatte alles auf eine Karte gesetzt. Sie konnte mit der überzeugendsten Unschuldsmiene bluffen.

Der große Tag kam, und ich stand vor dem Allgewaltigen. Er entpuppte sich als netter, aufmerksamer Mensch, der sich mit meiner Biographie beschäftigt hatte. Es stellte sich heraus, dass er ehemals in Breslau gekämpft hatte. Ich unterbreitete ihm meine Sorgen, und er versprach die entsprechenden Stellen zu unterrichten. In der Tat, mein Mann und ich bekamen in kürzester Zeit eine Wohnung, als Zugabe - meine Arbeitsstelle im Museum, in dem ich in der Abteilung für westeuropäische Kunst arbeiten durfte.

Diese Hürde war genommen. Die ganze Familie amüsierte sich noch oft über die einfallsreiche Schwiegermutter. Das war nicht das erste und letzte Bravourstück in ihrem Leben. Sie war im Mcheidse-Clan zur Legende geworden. Sie rettete mit Hinterlist ihren beiden Söhnen das Leben, als es einmal in Tbilisi

zu Ausschreitungen kam. Da gab es Schießereien, viele jungen Menschen wurden getötet, noch mehr erlitten Verletzungen. Ein Verwandter wurde zeitlebens zum Krüppel geschossen. Da machte sich meine Schwiegermutter, nicht mein Schwiegervater (er wurde von seinen Kindern gesiezt, was von vornherein ein inniges Verhältnis ausschloss), auf den Weg und fand ihre Söhne in dem Gewühl. Sie hatte eine geniale Idee, ihre grauen Zellen kräuselten geradezu von Einfällen. Sie täuschte einen verstauchten Knöchel vor, und zwang die beiden Jünglinge, sie auf ihren verkreuzten Händen nach Hause zu tragen. Dort, im fünften Stock angekommen, schloss sie die Wohnungstür geschwind zu und steckte sich den Schlüssel in den Büstenhalter. Niemals hätten die Jungen sich erlaubt da hineinzugreifen. Sie drohten, vom Balkon zu springen, wollten als Patrioten wieder mitstreiten. Die fünfte Etage ließ die beiden Stürmer aber dann doch von ihrem Vorhaben Abstand nehmen. Knurrend und wütend über soviel List der Mutter überließen sie sich ihrem Schicksal. Es gäbe noch so viel von ihr zu erzählen, eines ist gewiss: ohne ihre Findigkeit hätte die Familie auch während der Kriegszeit schwerlich überlebt. Sie rettete ihren Mann von dem sicheren Tod, als sich in ihrer Freundesrunde ein Spitzel und Zuträger einschlich. Ein Bekannter nach dem anderen verschwand aus ihrem Kreis. Sie konnte den Missetäter entlarven und drohte ihm mit der Vernichtung von allem seinem Hab und Gut. Da dieser sich wohl vorstellen konnte, wie die Ra-

che ihrer vier swanischen Brüder enden würde, verzichtete er, geängstigt von so viel weiblichem Tatendurst, für immer auf sein schändliches Vorhaben. Sie war eine Frau, auf die ich mich in allen Lebenslagen verlassen konnte. Wir beide fanden aneinander Gefallen. Ich schätzte ihre Entschlossenheit und ihren Einfallsreichtum. Ihr gefielen wiederum meine Ehrlichkeit und meine Objektivität.

Ein Sommer in Westgeorgien

Am Schönsten was es immer, wenn wir im Sommer nach Westgeorgien auf die Datsche fahren. Westgeorgien – das sagenumwobene Land Kolchis, in das einst die griechischen Argonauten unter der Führung Jasons auf ihrem Schiff Argo fahren, um das Goldene Vlies zu holen. Es war das Fell eines goldenen Widders, das Phrixos dem Zeus im heiligen Hain geopfert hatte. Es galt als heilbringend und zeugte außerdem von dem Goldreichtum des Landes. Man hingte das Fell in goldhaltige Gewässer, sodass sich in dem Vlies Goldkörnchen ansammeln konnten. Es konnte nur mit Hilfe der Königstochter Medea nach Griechenland zurückgebracht werden.

Im Juli und August wird es in Tbilisi unerträglich. Die Sonne brennt so heiß, als wolle sie ihre Vormachtstellung im Universum für allemal bekunden. Die asphaltierten Straßen spucken Tag und Nacht die Hitze zurück. Du liegst ruhend, aber auch in dieser Bewegungslosigkeit übermannt dich die Glut. Verlässt du dein Lager, treibt die kleinste Bewegung Schweiß aus den Poren, und in dir entsteht das Gefühl, als wolle die letzte Flüssigkeit aus dem Körper entweichen. Der Dunst hüllt die Menschen ein, die, wie ein Fisch auf dem Trockenen, nach fri-

scher Luft lechzen. Die Luft beginnt zu flimmern. Der Asphalt schimmert silbern, hebt sich von seinem Untergrund und wellt sich wie eine Schöne ihr Haar, als wolle er mit den Menschen das Weite suchen.

Apathisch döst die Stadt dann vor sich hin und träumt von kühlebringendem Regen. Sie liegt verlassen, nur die Autobesitzer freuen sich, endlich einen Parkplatz erobert zu haben. Da flüchtet, wer flüchten kann. Für uns war der Fluchtort das Dorf Terdshola. Terdshola – Terre – Jolie, schönes Stückchen Erde, so wurde es einst von einem französischen Reisenden genannt.

Um in dieses Dorf zu kommen, muss man einen ziemlich weiten Weg bewältigen. Drei Stunden dauert es schon, ehe der Ort erreicht ist. Wird noch eine Verschnaufpause eingelegt, kommt man noch später an. Da fährt man zuerst einmal von Tbilisi eine jetzt schon sauber asphaltierte Autobahn, die damals noch viele Schlaglöcher hatte, entlang bis zum Rikoti-Pass. Da wurde vor Jahren der Berg durchbrochen und ein langer Tunnel gelegt. Erblickt man am Ende wieder das Tageslicht - ist die Landschaft sofort verändert. Es ist die Grenze von Ost- und West-Georgien. Bisher begleiteten die Urlaubssüchtigen rechts und links der Straße gelegene Felder, Wiesen und mit Weinreben bewachsene Ebenen, ab und zu in kleine Hügel übergehend. An den Straßenseiten machen es sich Melonenverkäufer gemütlich. Um sie herum liegen die von der südlichen Sonne gereiften gelben, ovalförmigen Zuckermelonen, die einen betörenden,

süßen Duft verströmen. Riesige grüne Wassermelonen stapeln sich in Reihen übereinander und es wäre unmöglich gewesen, an ihnen vorbeizufahren. Und wer bis jetzt noch keinen Durst verspürt hatte, bekam ihn unweigerlich bei dem Anblick dieser, so reich flüssigkeitsspendenden Frucht. Unsere trockenen Kehlen lechzen geradezu nach diesem wohlschmeckenden, rosafarbenen Saft. So steigen wir aus unserem Auto aus, wählen und beklopfen fachmännisch die Melonen und erstehen nicht nur eine, da wir auch an unsere, schon in Terdshola durstigen Neffen und Nichten denken. Und weiter geht die Fahrt.

Nach dem Tunnel findet sich der Reisende von höheren Bergen umgeben, die sich in der Nähe farbenfreudig und klar in ihren Umrissen darbieten. Je weiter sie sich den Blicken der Beschauer entziehen, desto mehr verblassen sie, bis sie sich schließlich immer verschwommener in ihren Konturen in stets heller werdender graublauer Farbgebung im dunstigen Nebel in der Ferne verlieren. Eine malerische und imposante Erscheinung, von vielen Künstlern der Vergangenheit gemalt. Wir stehen, schauen und spüren nach so viel Schönheit auf einmal ein schamloses Knurren unseres, so gar nichts von Naturerhabenheit verstehenden Magens und somit ein mächtiges Verlangen nach einem echten georgischen, auf Holzkohlen bereiteten Schaschlik-Spieß, der dann auch ebenso andächtig, wie das eben von Auge und Sinnen aufgenommene Naturschauspiel, genüsslich verzehrt wird. Ein Vorrat mit klarem, kühlem

Quellwasser wird in Thermosflaschen gefüllt, und die Fahrt kann weitergehen.

Die Wege führen oft an Abhängen entlang, sodass sie gerade noch breit genug sind, ein entgegenkommendes Auto um Haaresbreite vorbeizulassen. Ab und zu erweitert sich die Straße zu einem kleinen Platz, auf dem die Bauern ihre typisch georgischen roten Töpferwaren feilhalten. Es mutet wie ein rotbrauner gemusterter Teppich an, so dicht stehen Krüge, Schüsseln, Schalen dicht an dicht auf dem Erdboden und machen es dem, obgleich potential wohlwollenden, Käufer schwer, etwas auszuwählen und auch mit nach Hause zu nehmen. Nach ungefähr zweistündiger Fahrt, treu vom Sonnenschein begleitet, zeigt sich ein Fluss, der sich da so durch die Landschaft schlängelt und die Nähe von Zestafoni, Terdshola und Kutaisi ahnen lässt. Hier in Kutaisi war vor Jahren die Denkmaleröffnung des von meinem Mann gestalteten Denkmals des georgischen Komponisten Sachari Paliaschwili vor dem Operntheater. Bald nähern wir uns Zestafoni, einer kleinen luftverschmutzten Industriestadt, von Staat und Regierung auserwählt, die Umgebung zu verpesten. Hier steht nämlich das Werk für Eisen- bzw. Ferrolegierungen, das ätzende Abgase ausstößt, welche es den Menschen nicht ganz leicht machen, zu atmen. Der Umweltschutz, wenn es einen gibt, ist wahrscheinlich mit diesem Problem überfordert, denn in den Köpfen der in der Nähe Wohnenden ist kein Gedanke an Aufruhr, kein Schrei kommt aus

ihren Münden, keine Empörung entstellt ihr Antlitz. Sie sind dem Unveränderlichen preisgegeben. Es war so und es bleibt so. Der giftige Hauch umweht alle. Wir fahren auch jedes Jahr durch diese Wolke, die wir aber bald zurücklassen. Saubere Luft erfrischt unsere Lungen wieder.

Eine schnurgerade Landstraße fahren wir nun entlang und wir freuen uns schon auf das nahegelegene Terdshola. Eine Abzweigung zeigt die zwei Denkmäler, welche von Lewan vor Jahren gestaltet wurden, und wir wissen nun, dass wir den sanft ansteigenden Hügel erreichen, auf dem das Häuschen steht. Es ist der schönste Platz in Terdshola, denn er war, wie auch noch diverse andere Grundstücke, einst Besitz der Familie Mcheidse gewesen. Ein schmaler, holpriger, mit Steinchen übersäter Weg mit einem alten tiefen Brunnen bringt uns vor das Gartentor. Dieser Brunnen spendet zu jeder Jahreszeit köstliches kaltes Wasser, und die ganze Familie pilgert mit vielen Eimern, Teekesseln und anderen mit Henkeln bestückten Gefäßen zu diesem Wasserspender, wenn es der Obrigkeit wieder einmal gefällt, kein Wasser aus der Leitung kommen zu lassen.

Unser Auto steht nun vor dem Gartentor, welches schwungvoll und mit Hurra von den schon ungeduldigen und temperamentvollen Nichten und Neffen auffliegt. Herzliche Umarmungen werden uns zuteil und dann gibt es erfrischende Getränke für die Durstigen, und das Fragen und Erzählen beginnt. Alle Neuigkeiten aus Tbilisi werden uns abverlangt, und es will

kein Ende nehmen. Endlich können wir unsere Habseligkeiten in Schränken und Schubladen verteilen und der ersten Nacht entgegenwarten. Die gesunde Luft und die dörfliche Stille, von keinen hupenden Autos schmerzlich unterbrochen, versenkt uns bald in tiefen Schlaf. Sehr früh wache ich frisch ausgeschlafen auf und gehe dann erst einmal dem anbrechenden Tag entgegen. Die Gräser und Blumen sind noch mit Tau perlen bedeckt. Ich atme aus voller Brust die reine und frische Luft. Ich gehe auf Entdeckungsreise und finde hier und da immer wieder noch kleine Überraschungen. Doch bald rufen mich meine Tagespflichten ins Haus zurück.

Abends sitzen wir alle friedlich und entspannt an dem großen Familientisch, plaudern, besprechen die Erledigungen des nächsten Tages oder spielen unser geliebtes Backgammon. Wenn dann die Nachtfalter, vom Schein des Lampenlichtes angezogen, um uns herumflattern, gegen unsere Köpfe und Gesichter stoßen, und ich gegen dieses an und für sich harmlose Getier jedes Mal erschrocken um mich schlage, da flüchte ich in den nächtlichen dunklen Garten, wo unter einem großen Feigenbaum eine von der Kinderschar ziemlich ramponierte Hängematte ihr Dasein fristet, aber jederzeit bereit ist, jedem von uns Erholung zu spenden. Die samtene Stille, die nur von dem eintönigen Zirpen der zahlreichen Grillen entweicht wird, lässt mich in einen leichten Schlaf versinken, bis die nächtliche Kühle mich in das Haus treibt.

Es ist ein einstöckiges, sich in die Breite erstreckendes Holzhaus mit einer ausladenden Veranda. Es steht noch genauso da, wie im vorigen Jahr. Es ist alles, was von dem ehemaligen Besitz geblieben war. Tief im großen Garten von Feigen-, Apfel- und Birnbäumen verborgen, träumt das Haus so vor sich hin. Ein mit Weinreben überdachter Weg, der zu beiden Seiten von einem kleinen Maisfeld, Haselnusssträuchern und Blumenstauden gesäumt wird, die sogleich die Aufmerksamkeit des Besuchers auf sich lenken, führt zu dem Haus. Hier muss gesagt werden, dass das Maisfeld im August von der Oma gut bewacht wird. Die jungen, noch milchigen Kolben schmecken gekocht oder gebraten gar zu gut, was immer einen Raubbau von den Enkeln befürchten lässt. Die Nussbäume sind auch zum größten Teil schon geplündert worden, und nur ein paar hartnäckige Nüsslein, die sich im dichten Gezweig versteckt haben, lassen sich nach und nach fallen. Sie wollen von mir auf gelesen werden, um dann auf meinem Weihnachtstisch die Gäste zu erfreuen. Das Haus selbst steht da, zur Linken, beschattet von einer hundertjährigen Linde, deren Blüten im Frühsommer ihren balsamischen Duft über den Garten wehen lassen. Die bis zum Boden hängenden Zweige überschatten einen, wie von der Natur geschaffenen, Festsaal, in dem jedermann Kühlung und Erholung findet. Ein großer, aus uralten Zeiten gebliebener Stein lädt zum Sitzen ein. Unter dieser sich breitwölbenden Baumkrone fanden die Festgelage statt, als mein Mann seine

Denkmaleinweihungen in Terdshola feierte. Die Natur gab ihr Bestes die Gäste zu erfrischen, und man tafelte und schmauste, lauschte den Reden des traditionellen Tamada (Tischführer), ließ es sich gut gehen und war vergnügt bis spät in die Nacht. Da erfüllte der Klang der wundervollen georgischen Volkslieder den Garten. Das Haus lag dann einsam und verträumt im Schatten. Es hatte schon oft anderen Gelagen zugeschaut und war dabei ergraut. Nein, man konnte dieses Haus durchaus nicht ein modernes Sommerhaus, mit allem Komfort ausgerüstet, nennen. Es war in tiefster Vergangenheit aus Holz erbaut worden und zeigte hier und da schon ein paar morsche Stellen. Ein Hauch vergangener Zeiten umwehte es, in denen die Oma noch Zöpfe trug und der Opa selbstbewusst seine Hand auf dem dolchgeschmückten Gürtel ruhen ließ.

Aber dieses Häuschen wartete jedes Jahr sehnsüchtig auf unsere Ankunft. Es war ja eine Großfamilie, die da anreiste. Der Bruder meines Mannes mit Frau und drei Buben, die Schwester mit ihrem Sohn und ich mit zwei Kindern. Jedes Jahr kam uns Tante Olja, die Schwester meines Schwiegervaters, besuchen. Ein zartes Frauchen, still und bescheiden, und es war, als umwehte sie ein Hauch von Trauer. In ihrer Jugend hatte sie einen Mann geliebt, doch ihrem Vater gefiel sein Familienname nicht. Das war für die Tochter Gesetz, und so blieb sie zeitlebens allein und trug ihr Herzeleid bis zum späten Tod in ihrem Innersten verborgen. Sie kam gern zu uns nach Terdshola, sie

wollte an unserem Leben teilhaben und schaute mit liebevollen und klugen Augen auf die fröhliche Kinderschar und träumte vielleicht von ihrem eigenen, leider verlorenen Familienleben. Das Haus belebte sich. Es krachte in allen Fugen, die Wände erzitterten, wenn die fünf halbwüchsigen, erkundungsdurstigen Jungen durch die Räume tollten, zur Tür herein – zum Fenster hinaus, unter das auf Pfählen stehende Haus krochen oder den Dachboden unsicher machten. Aber wenn es auch altersschwach und gebrechlich war, es wollte den Kindern den Spaß nicht verderben, es war standhaft und bemühte sich nicht zusammenzufallen. Es lebte mit uns in Eintracht und schien jünger zu werden mit diesem kleinen lärmenden Völkchen, das immer unternehmungslustig und aufgelegt den gesamten Besitz durchstreifte.

Weilte ab und zu mein Schwiegervater bei uns, unternahm er Versuche, das Haus zu verschönern, indem er noch zu nachtschlafender Zeit, wenn alle noch, jeder nach seinem Temperament, dem Tag entgegen träumten, mit einem winzigen Eimerchen undefinierbaren Farbinhalts überzeugt war, die Telefonnummern an den Wänden, die einen breiten Bekanntenkreis meiner Schwiegermutter dokumentierten, zu überpinseln. Entgegen den verschiedengroßen Nummern auf ihrer bereits jahrelang verblassten Originalfarbe, machte die Wand mit den neuen Farbflecken jedem abstrakten Maler Konkurrenz. Er konnte uns überraschen, indem er die unvorhergesehensten Dinge an-

strich, was wir erst bemerkten, wenn wir unvorsichtigerweise eine Fußbank als Sitzgelegenheit benutzen wollten. So zeigte sich mein Schwiegervater immer in dem guten Glauben, etwas Nützliches getan zu haben. Er war ein aufrichtiger und für seine Zeit ein sehr-sehr ehrlicher Mensch. Bei diesen Renovierungsbemühungen stand ihm zeitweilig meine Tochter Natia tapfer zur Seite, denn sie hatte sich entgegen dem Wunsch ihres Mannes Lewan entschlossen, nicht nach Kachetien zu fahren, wo die Schwiegereltern eine schöne Datsche mit 2 Etagen und allem Komfort in Zinandali besaßen. Natia zog es nach Terdshola, wo sie jedes Jahr im Sommer ihre Kindheit verbracht hatte. Nun, zwei Tage war sie glücklich und in guter Stimmung. Aber als sie am dritten Tag aufwachte, das Haus kritisch beäugte, meinte sie entsetzt: „Mein Gott, es sieht fürchterlich aus!“ Natia war der Verzweiflung nahe, und den ganzen Tag traurig. Am vierten Tag stand sie früh auf und erklärte energisch und voller Elan: „Es muss etwas getan werden.“ Sobald stürmte sie in das Kaufhaus von Terdshola, kaufte Farben, Tapeten und Gardinen. Kurz darauf stürzte sie sich in die Arbeit. Natia pinselte, klebte voller Eifer, hing die neuen Vorhänge an die Fenster, alles, um ihren Ehemann, der ein paar Tage später ankommen sollte, vor einem Schock zu bewahren. Voller Stolz schaute sie auf ihre Neuerungen, es schien ihr alles viel schöner. Doch nach kurzer Zeit war sie mit dem Resultat wiederum unzufrieden, denn sie sah den Unterschied ihrer Bemühungen, den Lewan jedoch nicht

wahrnehmen konnte. Trotz aller Anstrengungen konnte das alte Haus so schnell in keinen Palast verwandelt werden. Nun, uns störte das keineswegs. Wir waren in unserem ureigensten Element.

Wir genossen die Zeit mit Wettbewerben im Backgammon-Spiel, bei dem meine Schwiegermutter, unserer aller Meinung nach, zu oft gewann. Sie hatte eben Glück im Würfeln und nahm strahlend die für den Sieger ausgesetzte Tafel Schokolade in Empfang, die sie überaus liebte. Wir neckten sie mit ihren imaginären Siegen, doch unbeirrt spielte und gewann sie und heimste ihre Trophäen ein.

Es regnete, und wir langweilten uns. Da kam Etheri, die Frau von Tengis, Lewans Bruder, auf den genialen Gedanken, den gesamten Besitz – Grund und Boden – mit dazugehörigem Haus sowie separat stehender Toilette virtuell zu verkaufen. Also dachte sie sich eine Zeitungsannonce aus, von der wir uns, die die Gegebenheiten kannten, vor Lachen nicht halten konnten. Was sie da schrieb, war keinesfalls gelogen, es entsprach den Tatsachen, doch der Hintergrund blieb im tiefsten Dunkel verborgen. Sogar das hölzerne Häuschen, das als gemütliche Datsche, was es auch war, gerühmt wurde, erbebte vor Heiterkeit, weil es sich seines Verfalls sehr wohl bewusst war. Etheri beschrieb ja nur die zwei geräumigen Zimmer mit den alten Kaminen, die auch wahrlich sehr alt waren, aber nicht mehr funktionsfähig, und schöne antike Möbel, deren Restaurierung

jedoch nicht empfohlen wurde. Es war, zum Beispiel, nämlich riskant, sich auf die zwar schönen, alten Stühle und Sitzbänke zu setzen, aber Vorsicht war eben höchstes Gebot. Die gerühmte Küche war mit einem Appendix vergleichbar, da sie wie dieser auch, als ärmlicher Wurmfortsatz, ohne einen festen Unterbau in den Garten hing. Ja, die Veranda, auf Steinpfosten gelegen, behauptete wahrheitsgetreu die ganze Vorderfront des Hauses, nur hatte Etheri vergessen, dass der Fußboden um die Waschgelegenheit herum schon schadhafte Stellen zeigte, und die um Sauberkeit Beflissenen aufpassen mussten, nicht mit einem Fuß in die Unendlichkeit zu geraten. Aber der Boden war gut zu reinigen, hatte die Veranda ja bereits eine kleine Neigung, wie heutzutage die modernsten Badezimmer, sodass das Wasser immer in die Richtung des strapazierten Löchleins abließ, was als große Erleichterung für die raumpflegerische Person gewertet werden durfte. Es gab außerdem immense Waschgelegenheiten in der freien Natur. Ein Pool, allerdings ohne Swimming, da nur zwei Meter im Durchmesser, aufblasbar und farbenprächtig im Dessin. Eine Badewanne stand einsam im Garten nicht kinderfreundlich, weil ein Neffe es fertigbrachte, sich das Kinn zu zerschlagen, als er mit dem Utensil zusammenstieß. Die unschuldige Wanne erlitt ein böses Schicksal. Sie wurde kurzerhand entsorgt. Der dritte und letzte Säuberungspunkt war eine an der hinteren Hauswand montierte Dusche mit Vorhang, die sich der größten Beliebtheit erfreute und mit Voranmeldung zu

betreten war. Hier erfrischten wir uns nach Lust, denn auch in Terdshola erlagen wir der Ermattung.

Drei Tage lang blies ein wütender Wind durch die Natur. Tag und Nacht wirbelte er alles durcheinander und ließ uns keinen Schlaf finden. Das Leben erlahmte dann auch hier wie in einem Zeitlupentempo. Woher dieser heiße Luftstrom, dieser alles austrocknende Wind so plötzlich blies und auch so abrupt wieder aufhörte, war ein Rätsel, doch, dass er unwiderrufflich jedes Jahr seine drei Tage behauptete, war gewiss.

In dieser Zeit erfreute sich der kleine, flache Fluss in der Nähe großer Beliebtheit. Die ganze Schar pilgerte dann über Wiesen und Felder hin zu dem kühlen Nass. Ich enthielt mich jedoch diesem Vergnügen. Die grelle Sonne hatte mich schon einmal verbrannt, und an diesem Flösschen gab es weder Baum noch Strauch, in deren Schatten ich hätte ruhen können. Ich zog es vor, in der Hängematte zu liegen, Pläne für die naheliegende Deutschlandreise zu schmieden, die mein Mann jedes Jahr großzügig finanzierte, oder die Stille für einen Brief an meine Lieben zu nutzen. Der ständig erhöhte Lärmpegel ließ mich manchmal in meine stille Klause in Tbilisi zurücksehnen. So mancherlei Erinnerungen und Gedanken kamen und ließen mich oft an geliebte Freunde denken.

Die Tage und Wochen vergingen, der Sommer neigte sich seinem Ende zu. Die Rückkehr in die Stadt wurde nun vorbereitet. Jeder packte seine sieben Sachen, um in die Enge der Stadt in die

Menschensilos heimzukehren. Einsam und traurig schaute uns das Haus dann nach. Der Herbst kam und verging, der Winter meldete sich und unser altersschwaches Sommerdomizil versank unter einer Schneedecke in tiefen Winterschlaf. Es träumte ihm wohl dabei vom kommenden Lebensmai, den ihm die lärmende Gesellschaft jedes Jahr zu schenken bereit war.

Ich aber verliebte mich gleich beim ersten Mal in das kleine Paradies mit seinem steten grünen Rasenteppich, seiner schattenspendenden Linde und dem alten, voller Nüsse, hängenden Walnussbaum. Ich weiß, dass ich jedes Jahr gerne hierher der Stadt entfliehen werde, und mich bemächtigt bei diesem Gedanken immer die Sehnsucht nach diesem Fleckchen Erde. Viel zu schnell vergingen diese drei Monate und der alltägliche städtische Rhythmus forderte uns wieder zurück.

Mein Mann wartete in Tbilisi auf mich. Er hatte angefangen sein Atelier zu bauen, was ihn vollauf in Anspruch nahm. Damals bekamen die Künstler das Bauland vom Staat. Er hatte zu dieser Zeit größere Aufträge, so dass es möglich war, in verhältnismäßig kurzer Zeit den Bau zu vollenden. Da das Gelände hügelig war, wurde das Ganze terrassenförmig angelegt. Die oberste Ebene wurde zum Wachposten eines gigantischen, weißen Schäferhundes aus den Berggebieten Georgiens. Seinen Besitzanspruch kündete er mit einem ohrzerreißenden, tiefen Bellen an, das aber ebenso, wie das spontane Anspringen eines Gastes oder Gesetzeshüters eher Ausdruck freudiger

Begrüßung war. Sein furchteinflößendes Äußere ähnelte einem Eisbären aus der Antarktis. Von seinem friedlichen Charakter wussten die Wenigsten. Aber wenn er sich auf seinem erhöhten Posten blicken ließ, kam niemandem der Gedanke, da einzubrechen. Dabei konnte er von seiner Höhe nicht einmal die Treppe, die aus einzelnen zusammengeschweißten Eisenstäben bestand, herunterspringen. Dieses Atelier wurde für uns zur zweiten Datsche. Hier traf ich mich mit meinen Freundinnen und Verwandten an heißen Tagen frühmittags zum Kaffeetrinken und Backgammon-Spiel.

Die Zeit floh dahin. Es war ein auserlesener Kreis interessanter Menschen, die meinen Mann und mich umgaben, mit denen wir uns öfters trafen und in anregender Unterhaltung tafelten. Es waren Künstler, Maler, Bildhauer, Schriftsteller und Opernsänger, sowie Professoren in anderen Berufen. Jeder hatte seine eigenen Vorstellungen von dem Leben, und es war an uns, diese Anschauungen zu akzeptieren oder abzuweisen.

Der Neubau des Ateliers lag an einem Ende der Stadt, unsere Wohnung am anderen. Dazwischen das Domizil der Schwiegereltern, nicht weit davon entfernt war mein Museum und seine Akademie der Künste, in der er, nach Beendigung der Doktorarbeit in Leningrad, angefangen hatte zu arbeiten. Es war ein ewiges Hin und Her. Gott sei Dank, gab es Linientaxen mit mehreren Mitfahrern. So war die Fahrt jeden Tag kreuz und quer durch die Stadt erschwinglich. Wir wohnten auf dem

Moskauer Prospekt, einer langen, breiten Straße, die von einer klapprigen Straßenbahn befahren wurde. Wir waren erst vor kurzem dahingezogen, doch viele Nachbarn kannten uns schon vom Ansehen. Wir waren für sie wie Fremdkörper. Mich betitelten sie mit „Ballerina“ und Lewan stach natürlich mit seinem Äußeren von dem Großteil der hier Ansässigen ab. Es waren Russen, Armenier, Aserbajdschaner und Kurden, alle in Eintracht miteinander lebend. Russisch war selbstverständlich die alle verbindende Sprache. Da gab es eine russische Familie, die jedes Jahr im Winter an die zweihundert Pelmeni herstellte. Sie schmeckten wunderbar, und ich lernte sie auch zuzubereiten. Hier möchte ich eines netten, jungen armenischen Ehepaars gedenken, das direkt neben uns wohnte. Es stand mir in Vielem zur Seite, half mir, wenn es Schwierigkeiten im Haushalt gab. Größte Anerkennung bekam der Ehemann von mir, wenn er um die Weihnachtszeit für mich ein echtes Tannenbäumchen organisierte. Zu kaufen gab es keine, weil Heiligabend generell nicht gefeiert wurde. So bekam ich geheimnisvoll das grüne Wunder geschenkt. Es wurde geschmückt und wartete darauf, meine Gäste zu erfreuen. Es fing jedes Jahr im November damit an, die Adventssonntage für jeden von uns mit Hilfe des Kalenders festzulegen.

Ein Weihnachtsfest in Tbilisi

Oh, du fröhliche, oh, du selige, viel besungene, oft gestresste Weihnachtszeit! Für die meisten Menschen ist diese mit ihrer jahrhundertalten Tradition voller Geheimnisse und Erwartungen geblieben, gibt sie uns allen doch die Hoffnung auf ein langerwartetes Zusammensein, auf ein Wiedersehen mit allen den Lieben.

Nun in Tbilisi konnten nicht alle Wünsche in Erfüllung gehen, vermissten wir ja schmerzlich unsere Eltern und Geschwister in unserer Runde. Die Geografie schlich sich, wie so oft, zwischen die menschliche Gemeinsamkeit. Aber Tbilisi hatte eines vermocht, es ließ deutsche, aber auch georgische Freunde zusammenkommen an einem wundervollen Abend, an dem Jung und Alt sich fanden und ihren Träumen nachgingen.

Der Dezember wartete geradezu darauf, dass er ausgiebig gefeiert wurde. Ein Kalender ließ es sich nicht nehmen, jedem Einzelnen von uns einen Adventssonntag zu schenken. Wir freuten uns schon lange darauf, in dieser von Wärme und Licht ausstrahlenden Atmosphäre verweilen zu dürfen. Jeder wetteiferte den anderen an Gemütlichkeit zu übertreffen. Zur Ausschmückung der Wohnung wurden die ersten Tannenzweige im Park gebrochen, heimlich, im Dunkel lagen sie dann in einer

großen Tasche und konnten es gar nicht erwarten, das Zimmer mit dem herben Duft ihrer Nadeln zu füllen.

Wir hatten beschlossen, jeden Sonntag bei einer unserer Freundinnen zu feiern. Die Wohnung war dann schon weihnachtlich geschmückt, denn jeder von uns hatte in weiser Voraussicht die dazugehörigen Stimmungsmacher aus der deutschen Heimat mitgebracht. In den ersten Jahren fehlten diese, da hier dieses Fest nicht gefeiert wurde. Es gab weder einen Weihnachtsmarkt mit seinen nach Lebkuchen, gebrannten Nüssen und vielen anderen Leckereien duftenden Buden, noch festlich geschmückte Geschäfte. Schmerzlich vermisste ich das traditionelle Weihnachtsgetränk, den Glühwein mit seiner reichen Auswahl an Geschmacksnoten, der den Besuchern seinen einzigartigen würzigen Duft einatmen ließ und wohlig ihre, die von der Dezemberkälte erstarrten Glieder erwärmte. Der Weihnachtsmarkt zog mich seit meiner Kindheit jedes Jahr, wie ein Magnet, mit allen meinen Fasern und meinem Denken an. Ich musste dahin, es war undenkbar, etwa an ihm vorbeizugehen. Aber worin lag das Magische? War es einfach mit Traditionsbewusstsein zu erklären oder waren da tief verwurzelte, in langer Zeit entstandene, Emotionsträger verantwortlich, die sich von Generation zu Generation in das Unterbewusstsein der Menschen geschlichen hatten? Wohl kein Fest wurde von der christlichen Welt mit so großer Liebe gefeiert, kein anderes Fest vereinte die Menschen so stark in der Gemeinsamkeit ihrer Gefühle. Nun mag es sein, wie es will. Ich wartete jedes

Jahr im Dezember sehnsüchtig auf den im Lichterglanz strahlenden festlichen, mit weihnachtlichen Melodien und mit allen Düften der Weihnachtszeit lockenden Markt. Zu meinem großen Leidwesen vermisste ich hier in Tbilisi diesen, so frohe Emotionen und glückliche Kinderaugen zaubernden Markt.

Aber das festliche Zimmer strahlte seinen Glanz mit Pyramiden, Adventsleuchtern und vielen kleinen schrulligen Kerzenhaltern einsam in die graue Stadt hinein. Für uns bedeuteten diese miteinander verbrachten Stunden ein Stückchen Heimat, unsere Gedanken weilten bei allen unseren Lieben und wir spürten den Widerhall in unseren Herzen. Eine kleine Traurigkeit schlich sich dann bei dem einen oder anderen wohl ein, wenn er an längst vergangene Zeiten im Elternhaus dachte, das nun in weite Ferne gerückt und uns doch für ein paar Stunden vereinte.

Der Höhepunkt des Dezembers war aber der Heiligabend, er wurde jeweils bei mir gefeiert. Viele, viele Kerzen verbreiteten ihr mildes Licht. Der Tannenbaum in feierlicher Erwartung der Gäste leuchtete dann in den Augen der Geladenen. Ich hatte dieses Bäumchen von Awetik, einem netten, immer hilfsbereiten armenischen Nachbar geschenkt bekommen. Zur Weihnachtszeit gab es noch keine zu kaufen. Das geschah immer etwas später, zum Neujahrsfest. Doch Awetik wusste, wo und wie er es beschaffen konnte. Ich war bemüht, dieses Fest für meine Gäste so schön wie möglich zu gestalten. Schon drei Tage zuvor stellte ich das Menü zusammen, was manchmal

nicht so einfach war. Es sollte eine Gaumenfreude für alle werden. Die Mehrzahl der Gäste waren Deutsche. Also musste die traditionelle Weihnachtsgans die Tafel krönen. Der Wille war da, aber das Angebot war schwach. Nach langem Suchen ergatterte ich endlich auf dem Bauernmarkt so einen heiß erwünschten Vogel. Es war ein graues, mageres Tierlein, und man konnte Gewissensbisse bekommen, es überhaupt zu verspeisen. Es schmeckte dann auch dementsprechend, trocken und zähe. Ich schwor mir, solche Entehrung einer Weihnachtsgans nie mehr anzutun. Eine knusprige, wohlschmeckende Pute wurde nun zum Hauptgericht. Weilte mein Mann um diese Zeit in Moskau, brachte er Rotkohl mit, oder ich hatte diesen in Konservendosen schon im Herbst aus Deutschland mitgebracht. Bei der Zollkontrolle war ich dann jedes Mal einem mitleidigen und verständnislosen Lächeln ausgesetzt. Ich ertrug es meinen Freunden zuliebe. Jetzt gibt es diesen roten Kohl in Hülle und Fülle. Die Zeiten ändern sich eben. Mit einer festlichen Kerzenbeleuchtung und Weihnachtsmusik fing bei mir dann der Abend an. Überall brannten Kerzen und ihr warmer Schein gab dem Raum eine romantische, anheimelnde Stimmung, die bis in den frühen Morgen anhielt.

Es war jedes Mal eine bunte lustige Gesellschaft, vorwiegend bestehend aus jüngeren deutschen Frauen, die ihre Ehemänner während des Studiums in Moskau oder Leningrad kennengelernt hatten. Da war die Inge, eine geschickte Zahnärztin, die

bemüht war, die von Schmerzen gepeinigten Menschenlein von den faulen und hohlen Zähnen zu befreien. Sie bohrte und riss das aus, was zu beseitigen war. Es war eine Lust, bei anderen Patienten zuzuschauen. Auch war sie der Meinung, noch quicklebendige Patienten teilweise an nicht sichtbaren Gebissstellen mumifizieren zu müssen, wie es die alten Ägypter praktizierten, nur mit dem kleinen Unterschied, dass diese schon ihre Seelen ausgehaucht hatten, als man sich mit ihnen operativ befasste. Sie machte es mit Geschick und Humor und man ging gerne zu ihr, auch wenn die Furcht vor dem Barbier aus dem Mittelalter im Nacken saß.

Christine, eine zarte, blonde, blasse Frau, Germanistin, hatte sich in einen brünetten, schönen Georgier verliebt. Sie bemühte sich sogleich, ein gutes Georgisch zu lernen, da sie die Möglichkeit hatte, in einem Literaturverlag als Übersetzerin zu arbeiten. Obgleich sie drei Söhne in die georgische Welt gesetzt hatte, hielt ihre Zartheit die Kabale ihres geliebten Gatten nicht aus, und so sagte sie schließlich dem sonnigen Georgier „Ade“.

Martina, wohl die jüngste von allen Deutschen, war auch gerne mit uns zusammen. Sie war Computer-Fachfrau, die ihrem Temperament nach auch aus Ratscha hätte stammen können. In allem ihrem Tun und Lassen stets bedächtig, konnte sie nur die Scheidung aus der Ruhe bringen. Ihr nörgelndes und mit allem unzufriedenes Ehegesponst ließ sie mit ihren zwei Kindern die Flucht ergreifen. Fazit: wie es aussieht, sind Inge

und ich, trotz mancher Gewitterwolken, die Veteranen des anstrengenden Ehelebens.

Ursula, eine schillernde und in ihren Meinungen extravagante junge Frau, Halbdeutsche durch ihre Mutter, war stets bemüht, den georgischen Studenten an der Universität ein gutes Deutsch beizubringen. Selbst brillante Kennerin der deutschen Sprache, hatte sie viele gute und faule Schüler auch als Privatlehrerin. Wir alle freuen uns immer, sie auf unserem Fest zu sehen.

Die jüngste von allen ist Lali, Enkelin einer interessanten älteren Freundin. Ihre Großmutter Manja war Keramikerin. Lali ist ebenfalls Künstlerin. Sie schenkt der Welt schöne, ausgefallene große und kleine Keramiken, die oft im Ausland zu bestaunen sind. Mit den deutschen Traditionen vertraut, welche sie von ihrer deutschen Großmutter lieben und schätzen lernte, fehlt sie niemals auf unserem Weihnachtsfest.

Am interessantesten schienen mir jedoch die schon in höherem Alter stehenden Damen mit ihren erstaunlichen Schicksalen. Im Gegensatz zu den Jüngeren hatten sie ihre Lebensgefährten in Deutschland kennengelernt. Diese Georgier hatten da studiert, wofür sie dann, unter anderem später, 1937, während der Beria-Herrschaft ihr Leben lassen mussten. Sie wurden, wie während des Faschismus, unverhofft arretiert und erschossen, wovon die deutschen Frauen erst nach dem Tode Stalins erfuhren. Da waren Charlotte, Manja, Leni, Susi und Frau Nina, eine elegante Finnin, die schon zu Sowjetzeiten ein

Buch über ihr schweres Schicksal und über die Leidenswege ihrer ebenfalls nach Georgien eingeheirateten Freundinnen schrieb. Alle diese Frauen deportierte man nach Sibirien oder Kasachstan, wo sie lange Jahre ihr erbärmliches Dasein in Lagern fristeten und allen möglichen Schikanen ausgesetzt waren. Erst während der Chruschtschow-Regierung wurden sie rehabilitiert und durften nach Tbilisi zurückkehren. Ich bedauerte es sehr, ihr so aufschlussreiches Los nicht aufgezeichnet zu haben, aber in ihnen steckte immer noch die Furcht verfolgt zu werden. Das Erstaunlichste für mich aber war, dass sie alle ohne Verbitterung weiterlebten und sogar mit Humor von ihrem Existenzkampf erzählen konnten. Es scheint ein eigenartiges Phänomen zu sein, dass fern der Heimat die Altersunterschiede sich verwischen. Sie kapitulieren vor der Gemeinsamkeit der Emotionen, Ansichten und der alltäglichen Lebensweise. Diese betagten, lebenslustigen Damen, es war, als wollten sie sich das betrogene Leben zurückerobern, ließen den Dezember, den schönsten Monat des Jahres für mich werden. Mit ihrem Dasein eröffneten sie mir eine neue Welt und eine erstmalige ernsthafte Bewertung für meine ehemalige Euphorie.

Es war eine wundervolle Zeit mit ihnen. Mich zieht es bis heute noch in den Hauseingang meiner liebsten alten Freundin Charlotte, deren Wohnung auf meinem täglichen Nachhauseweg gelegen ist. In meinem Herzen haben diese mutigen Frauen für immer einen Platz gefunden und oft wünsche ich mir die Zeit mit ihnen zurück.

Einer meiner liebsten und anregenden Gäste war der Philosoph und Schriftsteller Giwi Margwelaschwili. Von Geburt Georgier, aber die deutsche Seele hatte sich seiner von Kindheit an bemächtigt. In Deutschland von Emigranteneltern geboren, wuchs er in West-Berlin auf und lebte da bis zum Kriegsende. Da wurde er eines der zahlreichen Opfer schnöden Verrates. Der sowjetische KGB, gleichzustellen mit der DDR-Stasi, lockte ihn und seinen Vater in den Ostsektor, wo der halbwüchsige für zwei Jahre im ehemaligen Konzentrationslager Sachsenhausen – Sachsenhäuschen verschwand. Seinen Vater sah er nie wieder. Er wurde erschossen. Seine Befreiung beschreibt er sehr aufschlussreich und humorvoll in einem seiner letzten Bücher „Fluchtästhetische Novelle“.

Hier in Tbilisi lernte ich ihn durch Kontaktaufnahme mit seinem Freund, dem Schachmeister der UdSSR, Jura Tschikowani kennen. Seitdem sind mein Mann und ich in großer Sympathie und gegenseitiger Achtung in Freundschaft mit den beiden Persönlichkeiten verbunden.

Dieser, sich seiner Schriftstellerei verschworene, Giwi, immer bereit sich neuen Erlebnissen und Emotionen zu öffnen, war von nun an mein beständiger, von allen geliebter Gast auf meinen Weihnachtsfesten. Wenn wir dann lustig drauflosplauderten, zog er sich so manches Mal still und unauffällig in ein ruhiges Zimmerchen zurück, um sich seinen Empfindungen

hinzugeben, dabei jedoch stets die muntere Gesellschaft im Auge behaltend.

Da gab es Momente, die mich überraschten, in welchem Einklang Emotionen zweier Menschen sich zu präsentieren wussten. Gespannt warteten wir jedes Mal auf das Vorlesen einer seiner besonders gelungenen Passage eines Gedichtes oder Romans. Sie waren für mich neuartig in ihrer Themengestaltung mit ihrem philosophischen Hintergrund und ihrer geradezu brillanten Geistesfülle. Las er dann mit schauspielerischem Können, verwandelten sich seine Worte zu Bildern, die bei jedem von uns individuelle Gefühle auslösten. Es war eine Lust zuzuhören. Wir feierten jedes Jahr gemeinsam. Und soweit ich informiert bin, sitzt dieser potentielle Schreiber schwanger mit immer neuen Ideen auch jetzt wieder an seinem Megaschreibtisch, wie ein weiser Kauz auf seinem Zweige, und denkt sich für seine Leser immer neue Geschichten aus, wenn auch manchmal für Viele etwas zu kompliziert. Noch viele Jahre wurden auch die nachfolgenden Weihnachtsfeste für alle zu einem unvergesslichen Erlebnis und für jeden ein Geschenk des Schicksals.

Andere Zeiten

Die Zeit verging, wir wohnten nun schon an die zehn Jahre auf dem Moskauer Prospekt. Meine Kinder wuchsen die erste Zeit hier auf. David – Dato, mein Sohn, der 1964 geboren wurde – allerdings in Deutschland, in Wismar, überwand hier die ersten Schwierigkeiten eines Erstklässlers sowie das Schule-Schwänzen. Er war noch nicht geboren, da hatte er bereits mit den Widrigkeiten der Welt zu kämpfen. Als er in seinem siebenten Lebensmonat war, fuhr ich mit meiner Mutter und Schwester, die in Tbilisi zu Besuch geweilt hatten, nach Deutschland. Eine Fluglinie Tbilisi – Berlin gab es nicht, und so rollten wir erst einmal im Rhythmus genau abgemessener Schienenstöße der Grenze Brest entgegen, wo erstaunliche Pass- und, vor allem, Zollkontrollen stattfanden. Ich habe von jeher eine Abneigung gegen Kontrollsysteme empfunden und, obwohl ich nie gesetzwidrige Gegenstände in meinem Gepäck mitführte, konnte ich mich einer gewissen Beklemmung niemals entziehen. Diesmal packte mich das Missgeschick bei der Passkontrolle.

Um das Sowjetreich nicht zu gefährden, musste meine Aufenthaltsgenehmigung für Tbilisi bei der Ausreise in ein anderes Land auf der Ausländerbehörde abgegeben werden. Ich bekam

jedes Mal einen entsprechenden Vermerk darüber in meinen Reisepass. Da ich schon im siebenten Monat schwanger war, Tbilisi vor Hitze glühte und ich die Warteschlangen in der Ausländerbehörde vermeiden wollte, erledigte mein Mann die ganze Dokumentation. Der Beamte bestätigte ihm mehrmals die Richtigkeit, und die Reise konnte vonstattengehen. Aber Beteuerungen verlassen schnell die Lippen. Wir machten uns das Wagenabteil für eine zweitägige Fahrt zum gemütlichen Aufenthalt. In Brest war es dann mit der Gemütlichkeit zu Ende. Dieser unachtsame Tbiliser Beamte hatte doch sage und schreibe vergessen, diesen Vermerk im Pass zu dokumentieren. War es böswillige Absicht? Er hat doch bestimmt gewusst, was mich an der Grenze in Brest erwarten würde. Auf alle Fälle war es ein unverzeihlicher Fehler. Wir gerieten dadurch in unvorhergesehene Schwierigkeiten. Da wurde ich schon verdächtigt, ein Feind des Reiches zu sein. Meinen Beteuerungen, den Pass abgegeben zu haben, glaubte man nicht. Es wurde nach Tbilisi telefoniert, aber entweder machte man dort ein Mittagsschläfchen oder vergnügte sich anderseits. Man bekam keine für mich entlastende Antwort. Die Zeit verging, unser Zug rollte unterdessen ohne uns auf Schmalspur Warschau entgegen. Nun saßen wir auf dem Brester Bahnhof leger bekleidet, wie man es ebenso auf einer fast dreitägigen Fahrt im eigenen Schlafabteil ist, und mussten uns zuerst einmal ein seriöses Aussehen geben. In der Eile, der Zug sollte bereits abfahren, und die Fahrgäste standen an den Fenstern und wunderten sich über den verzö-

gerten Aufenthalt und sahen unsere überstürzte Evakuierung. Da hatte sich, als wir unsere sieben Sachen zusammenrafften, aus Versehen ein zugeigetes Handtuch in einer unserer Taschen verirrt. Aufgeregt zeterte deshalb die Wagenbegleiterin auf dem Bahnsteig herum: „Sie haben ein Handtuch gestohlen!“ Welche Blamage für uns, wir hätten in den Erdboden versinken wollen. Wir kramten dieses unglückselige Handtuch aus einer der Taschen hervor und enteilten den Blicken der amüsierten Zuschauerschar in die Bahnhofshalle. Dort wurde ich weiter vernommen. Als man nach zwei Stunden immer noch keine Verbindung mit Tbilisi bekam, glaubte man letztendlich meinen Beteuerungen. Ja, der Zug war auf Nimmerwiedersehen unseren Augen entschwunden. Was nun? Genügend Geld für neue Fahrkarten hatten wir nicht, da nur eine sehr geringe Summe ins Ausland mitzunehmen erlaubt war. Außerdem mussten wir uns ein Nachtlager suchen, denn der nächste Zug fuhr erst am frühen Morgen. Ich mit meinem Siebenmonatebauch konnte mich kaum noch vor Müdigkeit und Aufregung auf den Beinen halten. Außer meinem Kind hatte ich noch eine mächtige Wut in mir. Ich war verzweifelt. In den Hotels waren alle Zimmer besetzt, irgendwo ausruhen mussten wir doch. Da erinnerte ich mich, dass es auf jedem größeren Bahnhof die Einrichtung „Mutter und Kind“ gab. Das war die einzige Hoffnung und obgleich ich für diese barmherzige Einrichtung noch keine Mutter war und noch kein sichtbares Kind vorzei-

gen konnte, gab man uns drei zum Erbarmen Genervten jedem eine Schlafstelle. Dann ging das Telefonieren nach Tbilisi los. Ich hatte Glück, mein Mann war zu Hause, und er überwies sofort die entsprechende Summe für eine Weiterfahrt nach Berlin an mich – Gott sei Dank, klappte es, und wir konnten am nächsten Morgen Brest verlassen. Die ganzen Aufregungen hatten jedoch Folgen. Ich bekam Schmerzen und hatte Angst, das Baby zu verlieren. Wir hatten wahrscheinlich noch dazu die letzten Platzkarten bekommen. Die Schlafplätze befanden sich direkt über den Zugachsen. So stand ich wieder fast zwei Tage mit Unterbrechung auf den Füßen, um die Stöße der Räder aufzufangen. Es ging noch einmal alles gut. In Berlin erholten wir uns bei einer Freundin und fuhren danach nach Wismar. Meine Schwester kommentierte die ganze Sache nur mit einem Satz: „Das war meine letzte Fahrt in dieses Land.“ Sie blieb starrköpfig, ich habe sie niemals mehr nach Tbilisi einladen dürfen. Später gab es dann Direktflüge nach Berlin und Frankfurt, und auch ich sagte Brest für immer Ade.

In Wismar verbrachte ich mit meiner Mutter und Schwester eine schöne, ruhige Zeit in Vorfreude auf mein Kind. Es war keine leichte Geburt, aber als ich dann meinen Sohn glücklich in den Armen hielt, war alles Schwere fast vergessen. Mein Sohn war bereits ein Unikum, als er sich nach vielen Stunden endlich das Licht der Welt erkämpft hatte. Mit einem Näschen, das damals bereits andeutete, sich im Weiteren zu einer opulenten

kaukasischen Nase auszuwachsen und mit weitaus längeren schwarzen Haaren als in Deutschland üblich, bekundete er seine Anwesenheit mit einem kräftigen Krähen. Solange er auf der Geburtenstation sein Dasein behauptete, wurde er mir jeden Tag mit einer anderen Frisur gebracht. Jeder Hippie hätte ihn darum beneiden können. Die Fantasie der Schwestern lief auf Hochtouren.

Aber in den Tiefen seines Inneren hielt Dato ein geniales Talent verborgen. Ein Talent zum Künstler, zum Bildhauer, zu dem sich die Gene seines Vaters wahrscheinlich verantwortlich gefühlt hatten. Bereits mit zehn Jahren ließen sich diese nicht mehr verleugnen, als er auf einer Kinderausstellung das Porträt seines Großonkels, des bekannten Schriftstellers Schalwa Dadiani exponierte. Das wurde sein erster Erfolg. Dato wurde tatsächlich ein sehr talentierter Bildhauer, was jedoch nicht ausschließt, dass er sich durch das Leben beißen muss.

Ungefähr ein Jahr blieben wir in Wismar, bis uns dann mein Mann nach Tbilisi zurückholte. Dort ging das Leben seinen gewohnten Gang bis auf einen Tag, an dem ich beinahe das Zeitliche gesegnet hätte. Die Parzen wollten sich diesmal sehr intensiv meines Schicksals bemächtigen.

Es handelte sich dabei um einen kaukasischen Racheakt, der zwar nicht auf meine Person gerichtet war, dem ich aber zum Opfer fiel. Da hatte es sich so ein Verrückter zur Aufgabe gemacht, an dem Geschäftsleiter eines in Tbilisi sehr beliebten

Cafes Vergeltung zu üben. Über viele Kuchenstücke war Rattengift gestreut worden. Ich arbeitete zu der Zeit bereits wieder im Museum und war in der Mittagspause unterwegs, um Einkäufe zu tätigen. Hier muss ich gestehen, dass ich große Kuchenliebhaberin bin. Ich setzte mich gemütlich an ein Tischchen in der Vorfreude eines besonderen Genusses, bekam auch bald das Gewünschte und trank noch etwas dazu. Dann machte ich mich auf den Weg ins Museum zurück, merkte aber schon auf halbem Wege ein Unwohlsein. Ich beeilte mich, kam jedoch nicht mehr in mein Arbeitszimmer in die dritte Etage. Mit knapper Not und Mühe erreichte ich die Besucher-Toilette im Untergeschoss und blieb zwei bis drei Stunden an deren Inventar gefesselt. Magen und Darm rebellierten abwechselnd stundenlang. Ich war geschwächt und wusste nicht, wie ich mich zu einem Telefongerät schleppen konnte. Eine Kollegin bemerkte mich dann und rief bei meinen Schwiegereltern an. Mein Mann holte mich sofort mit einem Taxi nach Hause, wo mich meine Schwiegermutter literweise Wasser trinken ließ. Der Darm beruhigte sich zwar etwas, aber das Erbrechen hörte nicht auf. Es ging mir zusehends schlechter. Niemand konnte mir helfen. Da rief meine Schwiegermutter die Nothilfe an. Die erste Frage war, hat sie Kuchen in diesem Cafe gegessen? Da lagen schon an die dreißig Vergiftete auf Station. Alle im Begriff, sämtliche Flüssigkeiten aus ihrem Körper zu verlieren. Rosig und mit glänzenden Augen dämmerten alle so dahin. Man spritzte uns irgendwelche Medikamente ein. Ich bekam eine Herzschwäche,

lag mit einem undefinierbaren Gefühl des Schwachwerdens an allen Gliedern da. Es war als schwebte ich in einem Nebelfeld. Wie durch ein unscharf eingestelltes Fernrohr sah ich die Gegenstände um mich herumschwimmen, mir war nicht mehr bewusst im Krankenhaus zu sein. Meine Schwägerin wachte bei mir, sah diesen Zustand und rief um Hilfe. Sofort eilte eine Ärztin herbei, unternahm alles Nötige, um eine Besserung herbeizuführen. Dann spürte ich den Stich der Injektion, und nach und nach nahm alles wieder festere Formen und Konturen an und rief mich zurück in eine grelle schwarz-weiß kontrastierende Wirklichkeit. Man behielt mich danach noch zwei Wochen im Krankenhaus bis es mir wieder gut ging. Seitdem mag ich diese Kuchenorte nicht mehr essen, was nicht besagt, dass ich vom Kuchenessen geheilt bin. Man kann schon etwas erleben auf dieser Welt. Zwei arme Menschlein mussten bei diesem Racheakt ihr Leben lassen.

Das geschah 1967. In diesem Jahr fuhr ich in den Wintermonaten mit meinem Mann nach Moskau und Leningrad, um für meine Doktorarbeit in Archiven und Museumsdepots Nachforschungen über Lucas Cranach d. Älteren anzustellen.

Ich fühlte mich durch die vielen Vitaminspritzen gekräftigt und ging mit Eifer an die Sache heran. Ging ich dann durch die altbekannten Straßen, bemächtigten Erinnerungen sich meiner und eine momentane Trauer ergriff von mir Besitz.

Diese Reise war eine schöne Abwechslung. Wir wohnten bei Freunden, trafen uns mit alten Bekannten, erzählten, soupierten in beliebten Restaurants und Cafes und schworen alte Zeiten herauf, über die wir oft herzlich lachen mussten. Wir amüsierten uns köstlich, was mich den grauen Tbiliser Alltag zeitweise vergessen ließ.

In Tbilisi angekommen meldete sich meine Tochter an. Ich war in dieser vom Gefühl des Frohsinnes erfassten Zeit schwanger geworden. Glücklicherweise fühlte ich mich, nach dem Sohn eine Tochter zu bekommen.

Es war der erste Oktober 1968, als sich die Wehen anmeldeten. Ich weilte bei meinen Schwiegereltern, die im Zentrum, nicht weit von meinem Arzt wohnten. Zuhause war nur der Schwiegervater, der vollkommen aus dem Häuschen geriet und mit mir gar nichts anzufangen wusste. Aufgeregt telefonierte er herum, um meinen Mann irgendwo zu finden. Schön, dass mein Schwager zufällig nach Hause kam. Er nahm die ganze Sache gleich in die Hand, fand in kürzester Zeit meinen Mann und beide kamen aufgeregt mit einem Taxi an, um mich abzuholen. Wir fuhren zu meinem Arzt, der sich erst einmal mit meinem Mann über irgendwelche erteufelten Probleme unterhielt. Ich wand mich unterdessen in Schmerzen da im Auto. Mein Schwager sprintete wie ein Hundertmeterläufer die fünf Stockwerke hinauf, um meinen Mann daran zu erinnern, dass seine Tochter

ihn in kürzester Zeit zu begrüßen geruht. Es wurde sehr knapp. Meine Tochter hatte es eilig, das Licht der Welt zu erblicken. Beinahe wäre sie im Taxi geboren worden. Mein Geburtshelfer brüstete sich nachher, noch nie eine so gelungene, ohne großes Geschreie, von sich gegangene Entbindung gehabt zu haben.

Dieses kleine Mädchen, das immer nur mit Jungen spielte und die Umgebung unsicher machte, konnte enorme Fähigkeiten entwickeln, wenn es darum ging, ihre Eltern in Angstzustände zu versetzen. Stets war sie mit gleichaltrigen und gleichgesinnten Jungen auf Abenteuer aus, kletterte auf Bäume, kroch durch Rohre und alte Verbindungstunnels. Sie erfreute die Moskauer-Prospekt-Gespielinnen noch volle fünf Jahre mit ihren Streichen.

1972 tauschten wir diese Wohnung in den schönsten Stadtteil Tbilisis – Wake. Ein breiter und einige Kilometer langer Prospekt führt direkt zum Park, in dessen Mitte ein großer, runder, von Rosensträuchern umrandeter Springbrunnen steht. Von diesem erstrecken sich sternförmig Wege in alle Richtungen. In dem hinteren Teil gibt es Karussells für Groß und Klein, Imbissstuben und Eiscafes.

Diesen Park machte ich mir mit meiner Freundin Theona und unseren Kindern zu eigen. Es wurde unser Park. Wir waren die Hauptfiguren, alle und alles andere war wie in einem Film zu zweitangigen Mitspielern geworden. Hierher flüchteten wir, um, wenn es in den Straßen vor Hitze schwer wurde, freier zu atmen.

Auf einer Bank im Schatten erzählten wir von unseren Erlebnissen, tauschten Gedanken aus, vertrauten uns Geheimnisse an, da wir wussten, sie würden nie unsere Lippen verlassen, oder erfreuten uns einfach an der Schönheit des Parks oder an den Verspieltheiten der Natur. Da gab es grotesk verästelte Bäume, bizarr angeordnete Baumrinden, oder sich ständig verändernde Wolkengebilde. Sie war eine bekannte und interessante Künstlerin und in ihrer Fantasie entstanden hier viele ihrer zukünftigen Bilder. Sie war eine brillante Landschaftsmalerin. Ja, sogar unser Schweigen war beredt und es zeigte sich, dass wir dabei denselben Gedanken nachhängen konnten. Uns vereinte viel Gemeinsames, wir verstanden uns auch ohne Worte. Waren wir vom langen Sitzen müde, gingen wir mit unseren Kindern zum Spielplatz, sahen ihnen beim Karussellfahren zu oder ließen uns selbst durch die Lüfte schwingen. Jedes Mal kehrten wir in ein Café ein, beendeten den Tag oder Abend bei Eis, Limonade und Kuchen.

Kam der Winter mit Schnee, wurden die Alleen zu Rodelbahnen. Die Kinder machten sich dann mit ihren Schlitten ein Vergnügen, stundenlang diese unsicher zu machen. Mit unserer Gemütlichkeit war es da verständlicherweise zu Ende. Wir beide standen nämlich meistens länger als eine Stunde mit kalten Füßen im Schnee, stapften hin und her, um das bisschen Wärme, das uns noch durchströmte, nicht ganz zu verlieren. Mitleidig betrachteten uns dann die erhitzten Sprösslinge, ließen sich

jedoch herab danach bei meiner Freundin einzukehren, um sich mit heißem Zitronentee bewirten zu lassen. Solche bewusst in uns aufgenommene frohe Emotionen konnten ja in bittere Gefühle umschlagen.

1973, in Tbilisi war es Frühling geworden. Die erwachende Natur ließ auch mich beschwingter durch die belebten Straßen spazieren. Gegen Abend wollte es anfangen zu regnen, doch ein aufkommender Wind vertrieb die Regenwolken. Die Abenddämmerung, die alles in ein diffuses Licht tauchte und die ich so liebte, löste sich bald in Dunkelheit auf. Die Nacht brach herein. Müde lag ich und versuchte einzuschlummern, doch der Schlaf wollte nicht kommen. Mein Unterbewusstsein signalisierte ständig beängstigende Impulse, die mir keine Ruhe brachten. Als sich dann endlich diese innere Erregung legte, fiel ich in einen unruhigen Schlaf, und da hatte ich einen sonderbaren Traum. Ich fand mich mit meiner Mutter und Tochter in einer furchterregenden Dunkelheit und von Kälte durchwehten Stille wider. Meine Mutter hatte meine Hand ergriffen, ich umfasste die Hand meiner Tochter. So miteinander verbunden liefen, ja rannten wir durch das Dunkel, wie von einer mystischen Kraft getrieben. Angst erfasste mich und mein kleines Kind, aber meine Mutter wollte uns nicht freigeben. Unsere Kräfte drohten zu erlahmen, und ich bat um Erbarmung. Da endlich löste sie ihren Griff und ließ uns zurück. Sie aber eilte immer weiter aus ihrem Leben davon und entschwand in eine erschreckende,

sie uns fortnehmende Einsamkeit. Mutter war an diesem Tag unerwartet und überraschend gestorben. Mein Traum war ein Bote ihres Todes gewesen. Das bittere Schicksal wollte es, dass ich das Telegramm von ihrem Ableben nicht erhielt. Erst das zweite, mit dem Datum der Trauerfeier, erreichte mich und da wusste ich nicht einmal, wer eigentlich beerdigt wurde. Wen soll ich anklagen?

In Trauer versunken, weilte ich vor meiner Mutter Bild und zündete eine Kerze an. Ihr Grab besuchte ich als erstes während meines Deutschlandaufenthaltes 1974. Lange verweilte ich an ihrer Ruhestätte und durchlebte noch einmal die schönen, unvergesslichen, aber auch schmerzlichen Stunden, die wir gemeinsam in unserem Leben geteilt hatten. Sie war mir eine gute, verständnisvolle Mutter gewesen und hatte unverzagt und entschlossen allem Unbill ihres nicht leichten Lebens widerstanden.

Jahre vergingen. Die Kinder wurden größer und die Sorgen um sie auch. Sohn Dato ging seinen Neigungen nach und wurde Student in der Akademie der Künste, Fachrichtung Bildhauerei. Er bestand die Aufnahmeprüfungen glänzend und bekam am Ende des Studiums für seine Diplomarbeit in Leningrad, wo die besten Skulpturen der einzelnen Sowjetrepubliken ausgestellt wurden, den ersten Preis zugesprochen. Das war ein großer Erfolg und wir waren alle stolz auf ihn. Diese Auszeichnung befähigte ihn sogleich in der Kunstakademie in Tbilisi zu unterrichten. Damit waren wir der Sorge um seine Zukunft

enthoben. Er hatte schon im ersten Studienjahr ein bewundernswertes, ihn liebendes Mädchen gegen den Willen seines Vaters geheiratet, der den Standpunkt vertrat, ein Künstler solle sich nicht zu früh mit einer Familie belasten. Ein Körnchen Wahrheit steckte gewiss darin, denn was eine Ehe mit einem Künstler bedeutet, will und kann in seiner sorglosen Verliebtheit ein junger Mensch nicht ahnen. Nun, in beiden steckte eine nicht zu verachtende Portion Hartnäckigkeit, und so heirateten die beiden Verliebten. Mein Mann fuhr demonstrativ nach Leningrad, um bei der Eheschließung nicht dabei sein zu müssen, was von der Familie, von Verwandten und Bekannten natürlich nicht akzeptiert wurde. Doch die Ehe unseres Sohnes überzeugte aber schließlich meinen Mann von der Richtigkeit des damaligen Entschlusses. Sie haben zwei wunderbare Töchter, die im Begriff sind, ihre Zukunft lebenswert zu gestalten.

Die Mutter meines Mannes war die Dominante, sie herrschte und beherrschte die Familie, lenkte die Geschicke ihrer Kinder in die ihre eigens vorschwebende Bahn. Sie hatte seinerzeit ihren Sohn vor einer Heirat bewahrt, indem sie einfallsreich, wie sie ja war, einfach seinen Pass an sich nahm und somit diese Beziehung zunichtemachte. Doch diese Lösung hatte Jahrzehnte später tragische Folgen, die für mehrere Menschen verhängnisvolle Ereignisse heraufbeschwören sollten.

Meine Tochter, die ihr Studium an der Pädagogischen Hochschule für Fremdsprachen in Tbilisi absolviert hat, heiratete

noch früher. Sie war noch keine 18 Jahre, und für die Eheschließung mussten mein Mann und ich das Einverständnis geben. Leider ging diese Ehe nach der Geburt des zweiten Kindes in die Brüche, und die beiden Töchter litten, wie alle Kinder, unter dieser Scheidung. Für sie blieb er jedoch bis zu seinem frühen Tode der geliebte Vater. Aber ihr Schicksal meinte es doch noch gut mit ihnen. Sie bekamen im Weiteren einen intelligenten, in jeder Lebenslage hilfsbereiten deutschen Stiefvater, der sich um ihren weiteren Lebensweg aufopfernd kümmerte. Er ist eine vielgeliebte Persönlichkeit, da er stets bemüht ist, den Seinen, der weitläufigen georgischen Verwandtschaft und den zahlreichen Bekannten Gutes zu erweisen. Er hatte lange Jahre im Auftrag der deutschen Gesellschaft für technische Zusammenarbeit im medizinischen Programm als Arzt in Georgien gearbeitet. Meine Tochter war als Deutsch-Lehrerin am Goethe-Institut in Tbilisi beschäftigt und, da beide Institutionen enge Kontakte pflegten, blieb es nicht aus, dass sich die beiden alleinstehenden Seelen kennen- und lieben lernten.

Meine Tochter hatte im Gegensatz zu mir den Mut, ihrem Leben eine radikale Wendung zu geben. In dem darauffolgenden Urlaub in Deutschland heirateten sie und ein Jahr später hielt ich meinen geliebten Enkel, der einzige von vier Enkelinnen, in meinen Armen. Er ist ein sehr begabter Bursche, der ein Gymnasium in Aufruhr bringen kann, andererseits zu einem zärtlichkeitsbedürftigen, aber auch Zärtlichkeit gebenden jungen

Mann heranwächst und in seiner Ähnlichkeit keines der beiden Elternteile benachteiligt. In seiner gegenwärtigen Daseinsphase hegt er den Wunsch, den Beruf eines Millionärs zu ergreifen. Er verfolgt das Leben der Freunde seines Familienkreises und hat bereits das Fazit gezogen, dass Geld nicht unbedingt glücklich macht, aber doch enorm zur Beruhigung beiträgt.

Sie hätten alle gern ihr Leben in Georgien verbracht, wären sie nicht gezwungen worden, wegen einer ernsthaften ausbrechenden Krankheit nach Deutschland zurückzukehren. Für die Familie begannen nervenaufreibende schwere Zeiten, die bis heute nur zu einem Teil überwunden werden konnten. Meine Tochter besaß auch die Kraft, Schwierigkeiten in der Familie zu überwinden. Mit großer Liebe und Ausdauer stand sie den beiden liebsten Menschen, Ehemann und Sohn, bei, und sie überwand gemeinsam die schwere Zeit. Jedes Jahr aber, wenn Jose Carreras seine Gala-Veranstaltung gibt, findet sich die ganze Familie mit Tränen in den Augen zusammen und spendet eine ihnen angemessene Summe Geldes für die Entwicklung der Krebsforschung. Aber Dank der Herzensgröße meiner Tochter und ihres Mannes ist es eine glückliche Familie mit „meinen Kindern, deinen Kindern und unseren Kindern“ geworden. Sie verstehen sich alle ausgezeichnet und verbringen ihre Urlaubszeit, wo und wie auch immer, in lustiger Gemeinsamkeit, wonach sich der vielgeprüfte Vater ein wenig erschöpft und geschröpft an seinen heißgeliebten Computer, jegliche Ruhestörung verbietend, zurückziehen darf.

Aber ich verliere mich schon in schönen Erinnerungen der Zukunft. Noch sind wir alle in Tbilisi, wo nach dem Zusammenbruch des Sowjetimperiums eine Tragödie der anderen folgte.

Es fing mit Volksunruhen, Demonstrationen und Hungerstreiks gegen die Regierung an. In der Nacht des 9. Aprils 1989 wurden die Streikenden und ihre Gesinnungstreuen, die auf der Treppe vor dem Regierungspalast lagen, von Spezialeinheiten eingezingtelt und mit Giftgas und Spatenhieben niedergemetzelt. Es war ein grauenhaftes Bild, als frühmorgens die Toten dalagen, die fast alle Frauen waren. Meines Mannes Bruder wurde niedergeknüppelt, atmete ziemlich viel Giftgas ein und konnte nur von zwei jungen Männern aus diesem Schlamassel herausgetragen und gerettet werden. Seiner Frau und Schwägerin gelang es aus dem Chaos zu entkommen, um auf Umwegen nach Hause zu ihren drei alleingelassenen kleinen Kindern zu flüchten. Am nächsten Morgen besah sich die übrige Bevölkerung die Folgen des Gemetzels, wobei auch mein Sohn festgenommen wurde. Ein Freund meines Mannes legte Zeugnis für seine Schuldlosigkeit ab, wonach er, Gott sei Dank, freigelassen wurde.

Die Dinge spitzten sich zu. Das Jahr 1991 begann, ein Bürgerkrieg entbrannte. Ich konnte es kaum fassen: Georgier... schossen auf Georgier. Das Land geriet in Aufruhr. Der rhythmische Atem der Stadt war unterbrochen. Er droht auszusetzen. Der Rustaweli-Prospekt, die Hauptverkehrsader, seine kleineren Nebenstraßen und der Leninplatz waren abgeriegelt.

Um auf die andere Seite zu gelangen, muss ich mit meinem Gast einen großen Bogen machen. Er war Hermann Wedekind, eine Persönlichkeit, in Tbilisi gut bekannt. Er war viele Jahre am Saarbrückener Theater als Intendant tätig, hatte es sich zur Aufgabe gemacht, das Saarland und Georgien, etwas später Tbilisi und Saarbrücken zu Partnern zu verschweißen. Mit seinem publik gewordenen Spruch „Kunst kennt keine Grenzen“ hatte er es schon während der Sowjetzeit erreicht, diese Freundschafts-Partnerschaft zu verwirklichen, was einen sehr regen Kulturaustausch auf allen Gebieten der Kunst zur Folge hatte.

Wir laufen durch enge Straßen und Gässchen, streben auf die Anhöhe zu, auf der König Gorgasali hoch zu Ross hoheitsvoll auf die von ihm gegründete Stadt niederblickt. Läge es im Bereich seiner Möglichkeiten, stiege er herab von seiner Erhabenheit und stürze sich in das Getümmel, um seine Schöpfung dem Verderben zu entreißen. Doch sein steinernes Antlitz bleibt kalt und reglos, gleichgültig schaut er auf die Stadt und die Menschen, die sich da zu zerfleischen drohen. Er ist es gewohnt, dem Tod ins Auge zu schauen. Uns beide aber erfasst ein Schauer! Wie in einem gigantischen Freilichttheater, zeigt sich das Panorama des Stadtzentrums vor unseren Augen. Da ist alles Aufruhr, ein Volk schreit seinen Zorn heraus. Die Luft ist erfüllt vom Dröhnen der Gewehrkanonaden. Der Wind trägt es lauter oder gedämpfter zu uns herauf, stellenweise brennt es. Eine Windböe lässt es zu Rauchschwaden werden, die zeitweise die brennenden Gebäude

unseren Augen verbergen. Stadt und Menschen sind in Gefahr. In unserer Ohnmacht, dieses Chaos nicht vermindern zu können, verweilen wir beide schweigend und sehen dem Grauen zu. Unser Schweigen ist bedrückender als alle Worte, bewegen uns doch dieselben Gedanken. Stumm schauen wir uns an und vermaßen einer seiner Theater-Inszenierungen beizuwohnen. Das anhaltende Gewehrfeuer stößt uns jedoch in die schmerzvolle Wirklichkeit zurück. Langsam, sinnend steigen wir den Hügel hinab und suchen den Weg zu unseren Heimstätten. Mit bangem Herzen kehrte Hermann Wedekind nach Deutschland zurück, aber schon bewegten ihn wiederum Zukunftspläne. Der Kulturaustausch soll erhalten bleiben, und er ist bemüht, viele Visa für georgischen Künstler und Musiker gleich hier, in der deutschen Botschaft zu beschaffen. Auch mein Mann und ich sind zu der Zeit oft im Saarland gewesen.

Hier in Tbilisi beruhigten sich langsam die Gemüter, eine neue Regierung wurde gewählt und es sah aus, als bekäme das Leben einen neuen Sinn. Meine Familie und die Verwandten meines Mannes waren mit heiler Haut davongekommen, aber das Geschehen hatte uns allen ein paar graue Haare gebracht. Ein paar Tabletten mussten geschluckt werden, um die Nerven wieder friedlich zu stimmen.

Der Krieg des georgischen Volkes war beendet. Es war an der Zeit, meine Gedanken auf das Geplänkel in der Familie zu lenken. Es war ein schleichender Prozess, in dem ich mei-

stens die Unterlegene war, denn die andere Seite erging sich nur im eigenen Vergnügen. Vielleicht war es eine Anmaßung meinerseits, mir über alle Familienmitglieder Sorgen zu machen. Es wurde letzten Endes nur mir selbst zur Plage, vor allem, wenn die Nacht heranrückte und die Schlaflosigkeit mich bis zum Hellwerden des anbrechenden Tages nicht aus ihren Fängen ließ. Da wurden mir die Stunden, das Warten zur Qual. Meine Gedanken verloren sich dann in den verschiedensten Richtungen und Vorstellungen, in Bildern, die mir entsetzenerregende Geschehnisse vorgaukelten.

Oft waren mein Mann und mein Sohn zu Feten in den sogenannten Männergesellschaften unterwegs, die naturgegebenermaßen in langanhaltende Trinkgelage ausarteten. „In vino veritas“, sie suchten ständig die Wahrheit, die ihnen dann leicht von den Lippen schlüpfte, mir aber oft erst nach geraumer Zeit zu Ohren kam. Wenn mein Mann dann weinselig mit lautstarker Stimme das swanische Lied „Bubai“ anstimmte, war es an der Zeit, auf die Gesundheit des Tamada – des Tischführers zu trinken und damit die lustige Runde zu beenden. Niemand wollte sich der Wirkung dieses köstlichen Rebensaftes und dessen Folgen in diesem Moment bewusst werden, doch wenn sie registriert wurden, kam die Einsicht manchmal zu spät. Ich konnte mich nie bestimmter Vorstellungen entziehen. So manches Mal stand ich in einer schwülen Nacht, die nur von einem Wetterleuchten erhellt wurde, am Fenster und wartete auf meine Män-

ner. Voller Unruhe lauschte ich auf jedes Geräusch. Aus der Ferne näherkommende Stimmen ließen mich aufhorchen, lautes Geschrei stürzte mich in Panik und jedes Zuschlagen einer Autotür gab mir die Hoffnung, endlich bald Schlaf zu finden. Ich wusste, es kann gefährlich werden in den Straßen von Tbilisi. Das Temperament erhitzt die Gemüter zu schnell und lässt ein Wortgefecht plötzlich zu einer Schlägerei werden, die oft nicht nur mit einem blauen Auge endet. In der Fantasie entstanden vor meinen Augen Bilder, deren ich mich nicht erwehren konnte. Ich verstand, alle meine Sorgen konnten keine Hilfe bringen. Sie verließen mich erst, wenn die Heimkehrer spät, oder sollte man richtiger sagen, früh erschienen, wenn sich der fahle Morgen schon zeigte, die Stadt erwachte, die kurdischen Straßenreiniger sich ihre Neuigkeiten von Straße zu Straße lautstark zuschrien und die weiblichen Feger mit ihren bunten, vielfach übereinander gezogenen Röcken sich der Stadt bemächtigten. Für meine gemarterte Seele gab es für mich dann nur Unverständnis über meine Schlaflosigkeit und für das, ihrer Meinung nach, unnötige Warten. Da beschlich mich plötzlich eine vage Vermutung, aber ich hätte in diesem Moment keine Wahrheit verkraften können. Viele Dinge glaubte ich als gegeben hinnehmen zu müssen. Jetzt scheint mir, war es mein Unbekümmertsein, das durch das blinde Vertrauen in meinen Mann gestärkt wurde. Irgendwann hätte ich mir den Spruch eines Staatsmannes zu Herzen nehmen sollen: „Vertrauen ist gut, Kontrolle – besser“. Ich versank dann immer in einen unruhigen Schlaf, in dem ich keine Erholung fand.

Da gab es aber auch Nächte, in denen ich Ruhe fand und mich mit Vielem aussöhnen konnte. Die Georgier haben die Gottesgabe in die Wiege gelegt bekommen, wunderbar singen zu können. Ich war von Anfang an begeistert von den Volksweisen, deren Mannigfaltigkeit, die einmal mit ihrer Schwermütigkeit die Sinne betören, zum anderen das Herz sich weiten lassen, mit ihren einmaligen polyphonischen Liedern, die wie ein sich ankündigender Sturmwind, der langsam seine Kräfte sammelt und zum Orkan anschwillt, um danach in wechselvollem Auf und Ab in getragener Weise abzuklingen.

Von so einem Lied, im Chor gesungen, wurde ich eines Nachts sanft geweckt. Im Halbschlaf hörte ich aus weiter Ferne, immer näherkommend, einen Gesang, in einer Klangreinheit, die großes Können voraussetzt und von Sängern eines berühmten Ensembles gesungen sein konnte. Es war wie in einem märchenhaften Traum. Nur allmählich entfernte sich die immer leiser werdende Melodie und verklang, wie sie gekommen war, wieder in der Nacht. Ich lauschte noch lange in Gedanken dieser Melodie nach.

Ich bin ein Mensch, der sich oft um Vieles Sorgen macht. Zwar bin ich bemüht, mir das „Um-Alles-Sorgen-Machen“ abzugewöhnen, noch gelingt es mir nicht zu meiner Befriedigung. Mein Verstand führt mich in Vorstellungen von den kommenden Geschehen, die, wie es sich gezeigt hat, oft zur Wahrheit werden können. Meine Kinder und Enkel haben mich schon

humorvoll zu einer Cassandra gestempelt. Sie verboten mir jegliche Voraussagungen und meinten respektlos, „ich male den Teufel an die Wand“. Ansonsten sind sie sehr lieb zu mir.

Ich möchte endlich zur Ruhe und mit mir ins Reine kommen. Ich weiß nicht, ob es mir gelingt, meine Gedanken ziehen unendliche Kreise, wie Zugvögel am Herbsthimmel. Sie ziehen mich in ihre Fänge und lassen schon längst verziene Geschehen wieder in den Vordergrund rücken. Oh ja, ich konnte vieles verzeihen, aber nie ganz vergessen, zu tief trafen mich manchmal die Ereignisse. Meistens war es ein Zufall, der mir die Augen öffnete, aber es sieht so aus, dass die Wahrheit irgendwann doch einmal ans Tageslicht kommt. Da gab es böse Überraschungen und sogar Schläge, die mich bis ins Tiefste verletzten. Diese schmerzlichen Erinnerungen lassen mich schweigen. Aber es scheint eine ausgesprochen manifestierte Erhabenheit des Mannes zu sein, ein Vorrecht, sich gewisse Dinge zu sichern und sich in ein Unverständnis der fraulichen Gefühle wie in ein Kokon abzukapseln. So wurden Geschehnisse von beiden Seiten verschieden ausgelebt, je nach Maß und Ungleichartigkeit von Anschauungen, Moralvorstellungen und Naturgebundenheit. Wobei dem Mann schon eine Vormachtstellung in die Wiege gelegt worden ist. Er durfte und durfte, das lag in der Natur der Dinge. Je näher zum Orient, desto mehr durfte er und nahm seine Überlegenheit wahr. Ich aber stand manchmal fassungslos den Ereignissen gegenüber, in ohnmächtiger Wut

und bis ins Innerste gekränkt. Keine Gewissensbisse belasteten, keine Skrupel, kein Wort des Bedauerns kam über die Lippen, wenn man von Exkursionen aus den unteren Gefilden in den Schoß des geheiligten Familienlebens zurückkam.

Aber ich schluckte, schluckte immer wieder alles in mich hinein, und wahrscheinlich war es eine gewisse Veranlagung zum Stoizismus gewesen, der mich vor dem Ersticken bewahrte, mich an Leib und Seele gesund erhielt und meine Familie vor einer Zerrüttung rettete. Ich weiß, es muss nicht nur verziehen, sondern auch Vieles vergessen werden. Ich hoffe, dass mir dieses mit dem Älterwerden gelingt und einige Erinnerungen zu verblassen beginnen. Neue Eskapaden können mich nicht mehr überraschen. Trotz allem blieb ich für meinen Mann zeitlebens seine begehrenswerte Geliebte. Es hat keinen Zweck, mit seinem Schicksal zu hadern, und so möchte ich mir einen genialen Spruch (Gelassenheitsgebet) zu Eigen machen: „Gott gebe mir Gelassenheit Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann, den Mut Dinge zu ändern, die ich ändern kann und die Weisheit, das eine vom andern zu unterscheiden“. Ich liebe diesen Spruch. Er passt zu meiner Gemütsverfassung, und da ich behalten möchte, was mir lieb und wert geworden ist, müssen eben Kompromisse eingegangen werden.

In meinem Leben gab es gute, glückliche und interessante Jahre, sie wechselten mit weniger erbaulichen und zufriedenstellenden, aber sie sind unauslöschlich mit meinem Dasein

verwurzelt und ließen mich nie, die Freude am Leben und an der mich umgebenden Welt verlieren. Keine Schwierigkeiten hielten mich davon ab, meinem Leben jedes Mal einen neuen Inhalt zu geben.

Nachdem meine Tochter geboren wurde und ich ein paar Jahre, bis sie den Kindergarten besuchen konnte, meine Tätigkeit im Kunstmuseum aufgeben hatte, bekam ich von der Pädagogischen Hochschule für Fremdsprachen eine Einladung, als Deutschlehrerin zu arbeiten. Im Gegensatz zu meiner Beschäftigung im Museum, wo ich es doch mehr oder weniger nur mit alten, von der Zeit gesegneten Meistern der Kunst in Berührung kam, erwartete mich hier das sprühende, frische Leben junger Menschen. Ihnen und meinen Kollegen verdanke ich es, dass ich, die das halbe Leben in einem fremden Land verbrachte, noch immer meine Muttersprache gut beherrsche. Mit meinem Wissen, ihrem Elan und ihrer Begeisterung wurde der Unterricht zu einem Vergnügen, und oft schallte lautes Lachen über eine verballhornte, drollige Wortverbindung, oder die falsche Anwendung eines Wortes, das mehrere Bedeutungen haben konnte, in unseren Unterrichtsräumen. Nun schleppte ich, wie früher die Schallplatten zum Tanzvergnügen nach Leningrad, Zeitschriften, Zeitungsartikel zu allen Lebensbereichen als Lehrstoff nach Tbilisi. Es war ein reges Treiben damals im Institut mit Konzerten und lustigen Aufführungen. Das Leben quirlte. Die Hochschule hatte ausgezeichnete Lehr-

kräfte und viele unserer Studenten fanden im Ausland befriedigende Arbeitsbedingungen als Dolmetscher oder Übersetzer. Sie bewältigten alle Schwierigkeiten im Simultandolmetschen. Es war ein ausgezeichnetes Kollektiv.

1991, es war ein Tag im August. Da las ich in einer tbilisser Zeitung einen Aufruf. Er war an die in Georgien lebenden Deutschen gerichtet und rief dazu auf, sich in der Schule auf der Paliaschwili-Straße einzufinden. Das war ein sehr bedeutendes Ereignis, denn es verhieß die lang erwünschte Hoffnung auf einen Zusammenschluss, wahr werden zu lassen. Ich war gleich vom ersten Tage an mit dabei. Die Sache nahm ihren Verlauf. Man beschnupperte sich, begrüßte freudig schon alte Bekannte und quetschte sich, so gut es ging, in die engen Schulbänke. Mit großen Erwartungen harrete ich der Dinge, die da kommen sollten. Die Versammlung wurde eröffnet und es dauerte nicht lange, da wurden in einer provisorischen Tagesordnung Pläne für die weiteren Aufgaben einer Vereinigung – der Assoziation der in Georgien lebenden Deutschen, die „Ei-nung“ heißen sollte, entworfen. Man hatte Vorbilder aus dem deutschen Leben aus der Vorkriegszeit, als die Deutschen eine erhebliche Rolle in der Verbreitung der deutschen Sprache, der Kultur und Erziehung von Spezialisten innehatten. Es existierten auch damals bereits deutsche Schulen und Kindergärten. Architekten errichteten viele Bauwerke in Tbilisi. Die erste evangelisch-lutherische Kirche wurde 1819 erbaut. Nach dem

Projekt von Leopold Bielfeld wurde die Peter-Paul-Kirche 1897 umgebaut. Das Tätigkeitsfeld der Assoziation war also gegeben. Doch vorerst wählten wir einen Präsidenten. Herr Nodar Kurdiani, Halbdeutscher mütterlicherseits, nahm diese beschwerliche Funktion auf sich. Ja, so fing es an. Eine der Hauptaufgaben war es, die deutsche Sprache zu lehren, die in den Wirren der Kriegszeit bei den meisten in Vergessenheit geraten war. Ich erklärte mich natürlich sofort bereit, da mitzuwirken. Es machte Spaß, diese lernbegierigen Menschen zu unterrichten. Es wurden Gruppen gebildet und auch andere Lehrer gaben ihr Bestes, den Unterricht interessant zu gestalten.

Im Laufe der Zeit entstanden einige Wohltätigkeitseinrichtungen. Ich denke da besonders an das Altenheim, das mit Hilfe des diakonischen Dienstes gebaut wurde und medizinische Betreuung sowie eine eigene Küche besitzt. Eine zweite Essenbetreuung entstand mit Hilfe der GTZ (Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit) und der Diakonie, die sich direkt in Nebenräumen des Büros der Assoziation befindet.

Eine weitere freudige Begebenheit war der Bau der neuen modernen evangelisch-lutherischen Versöhnungskirche in Tbilisi auf dem Territorium des ehemaligen deutschen Friedhofes auf der Terenti-Graneli-Straße. Initiator war Prof. Gert Hummel von der Saarbrückener Universität, der nach seiner Pensionierung in Tbilisi lebte, den Gottesdienst abhielt und später Bischof wurde. Ein besonderes Erlebnis ist es für alle Besu-

cher zur Oster- und Weihnachtszeit, wenn aus dem Tbilisser Konservatorium Chöre und Sänger in die Kirche für musikalische Darbietungen eingeladen werden. Zu diesen Festtagen, die auch in der Assoziation gefeiert werden, beginnen große Vorbereitungen. Da werden Osterlämmchen gebacken und so manche Leckerbissen hergestellt. Das Eier-Bemalen übernahm ich jedes Mal mit Lali, einer jungen Künstlerin, und wir malten die schönsten Ornamente. Zu Weihnachten dekorierten wir die Räume und Tische mit Tannengrün, Kerzen und Christbaumkugeln. Als Dank leuchteten mir dann die frohen Augen und ein leises Lächeln der betagten Menschen entgegen. Diese feierliche Atmosphäre und das festliche Zusammensein vereinten alle und ließen sie für ein paar Stunden den Alltag vergessen. Diese Assoziation ist eine segensreiche Einrichtung, die versucht, ihren Mitgliedern das Leben etwas zu erleichtern. Der jetzige, nun schon langjährige Präsident ist Harry Augst mit Leib und Seele bei der Sache.

Nach einigen Jahren, als ich meine Lehrtätigkeit am Institut beendet hatte, reiste ich mit meinem Mann nach Deutschland, in das Land, wo meine Wurzeln waren, und ich meine Kindheit und Jugend verbracht hatte. Es fing damit an, dass 1987 nach einem Besuch deutscher Künstler in Tbilisi, die das Atelier meines Mannes besucht hatten, eine Einladung nach Deutschland folgte. Wir freuten uns über diese neue Aufgabe. Wir beschlossen, den über 4000 km langen Weg mit dem Auto zu be-

zwingen. Es wurde eine wundervolle Reise. Wir fuhren durch Gegenden mit prächtigen, unermesslich weiten, bis an den Horizont reichenden, goldenen Sonnenblumenfeldern. Wir fuhren durch Wälder und Schluchten, fanden wohlschmeckende Quellen, die uns, Durstige, erfrischten. Es war eine ruhige, mit keinerlei Gefahr verbundene Fahrt. Im Gegensatz zu der Fahrt, die wir einige Jahre später unternehmen mussten, da wir von unseren saarländischen Freunden ein Auto geschenkt bekommen hatten und somit gezwungen waren, nochmals den über 4000 km langen Weg, diesmal in umgekehrter Richtung, nach Georgien zurückzulegen. Die unterdessen veränderte politische Situation verursachte auch unter anderem die Entstehung krimineller Banden, was wir während der Rückreise an unserem eigenen Leibe zu spüren bekamen. Und zwar konnten wir nur unter größten Anstrengungen der Bedrohung von Wegelagerern entkommen, die damals in Wäldern, in Gebüsch lauerten, um einsame Autos zu überfallen und diese auszurauben. Nun, unser Sohn reagierte geistesgegenwärtig, indem er die Sirenen heulen ließ, die Scheinwerfer voll einschaltete und mit 180 Stundenkilometer Geschwindigkeit durch den Wald raste.

Aber zurück zur unseren Reise ins Saarland. Bald erreichten wir Kertsch, wo wir mit der Fähre übersetzen wollten. Doch hier ereilte uns ein Missgeschick. Das Einzige auf unserer ganzen, so langen, aber doch romantischen Reise. Da hatte doch so ein geschäftstüchtiger, aber gewissenloser Mechani-

ker einen schon einmal geflickten Starter in unser fabrikneues Auto eingebaut. Dieser gab nun seinen Geist ausgerechnet an der Fähre auf. Nun, wie es so schön heißt: „Wer sein Auto liebt, der schiebt“, und so schoben und schoben wir beide mit allen unseren, zur Verfügung stehenden menschlichen Stärken schwitzend und fluchend den mit etlichen Pferdestärken bepackten Wagen zu einer nahen Autowerkstatt, in der wir mit dem bereits gefährlich qualmenden Fahrzeug Rettung fanden. Der Chef dieser Reparaturwerkstatt hatte ein mitfühlendes Herz und verkaufte uns, oh Wunder, seinen eigens für sich zurückgelegten neuen Starter zum Fabrikpreis. Ihm sei unser ewiger Dank gewiss, denn Autoersatzteile waren zu dieser Zeit in Russland ein großes Defizit.

Nach diesen Aufregungen erholten wir uns erst einmal, wie üblich, in einem Interhotel. Wenn ich dann müde, aber glücklich über die 700 km, die wir jeden Tag zurücklegten, in einem erholenden Schlaf sinken wollte, konnte ich mich nicht des Gefühls erwehren, immer noch im Auto die Landschaften zu durchbrausen. Umfing mich dann endlich ein traumloser Schlummer bis zum frühen, hellen Morgen, ging es nach einem ausgiebigen Frühstück die nächsten 700 km weiter unserem Reiseziel – Saarland – entgegen.

Damals ahnten wir noch nicht, dass diese Reise der Auftakt zu einer entscheidenden Wende in dem Leben unserer Familie werden sollte.

Hier im Saarland gestaltete Lewan nicht weit von Merzig an der deutsch-französischen Grenze einen Sandstein mit allseitigen Reliefs, welche die georgische Legende von „Jäger und Tiger“ darstellt. Diese Legende beinhaltet folgendes: Einst begegneten sich ein Jäger und ein Tiger. Es kam zum Kampf und beide sanken tot danieder. In Trauer versunken aber dachten ihre Mütter: „Wir müssen zueinander finden und gemeinsam um unsere Kinder trauern.“ Es gelang meinem Mann diese Legende ausdrucksvoll zu gestalten. Zwischen den teilnehmenden Bildhauern entstanden Freundschaften, und es kam zum fruchtbaren Gedanken- und Erfahrungsaustausch. Dieses Symposium endete mit einem glanzvollen Fest.

Damals gewannen wir im Saarland viele Freunde, und meine beiden Bildhauer bekamen mehrere Aufträge. Wir beschlossen im Saarland ansässig zu werden und bekamen Wohnung und ein Atelier zur Verfügung gestellt.

Es umgab uns eine gute Arbeitsatmosphäre. Wir wohnten in einem Nebengebäude von Schloss Ziegelberg, das sich auf einem bewaldeten Hügel malerisch über die Saar erhebt. Dieser Ort war so recht geschaffen für die schöpferische Tätigkeit meiner Künstlerfamilie. Im Schloss selbst befand sich das Museum der Keramikfirma von Villeroy und Boch. Ein paarmal am Tage kamen Touristenbusse und so besuchten sie auch unser Künstleratelier. Viele interessante Menschen waren hier. In froher Runde feierten wir mit dem georgischen Mimodram-Ensemble

bis in die Nacht, standen sinnend auf der Terrasse, blickten den Dampfern auf dem Fluss nach und schauten auf die wunderschöne Tallandschaft des kleinen Städtchen Mettlach, in dessen Fabrik die bekannten Mettlacher Bodenfliesen schon in alten Zeiten hergestellt wurden. Es war ein schönes gemütliches und inhaltsreiches Leben hier. Die Saarländer, ein Menschenschlag mit französischem Charme, verstanden es gemütliche Begegnungen zu arrangieren und Kontakte herzustellen und machten unseren Aufenthalt dort zu einer frohen und glücklichen Zeit. Die Kunst meines Mannes und Sohnes sprach die Menschen an, sie fand Gefallen und entsprach ihren Anforderungen.

Mein Mann ging in einer Ausschreibung als Sieger hervor, und gemeinsam mit seinem Sohn modellierten sie die Statue für den Bischof und Stadtgründer Mettlachs. Dieses Denkmal erhebt sich in Bronze gegossen im Zentrum der Stadt. Sie gestalteten das in Stein gemeißelte Ehrenmal für den Friedhof in dem Ort Weiten. Die bronzene Reiterskulptur des Hl. Martin schmückt den Vorhof einer Kirche und die „Abendliche Plauderei“ belebt ein Seniorenheim. Das sind nur einige Kompositionen, außer zahlreichen Porträts, die das Saarland sein eigen nennen kann.

Es war eine erfüllte schöpferische Zeit dank uns freundschaftlich gesinnter Persönlichkeiten. Der ehemalige Kulturminister des Saarlandes J. Schreier vermochte es, Bildhauerkurse zu arrangieren, bei denen mein Mann leitender Pädagoge wurde.

So kamen wir mit interessanten Menschen aller Berufsgruppen und aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands zusammen. Sie alle hatten das Ziel, sich bei meinem Mann die Kunst des Steinbehauens und Gestaltens anzueignen. So entstanden drei Sommerkurse: einer in Mettlach, auf Schloss Ziegelberg und zwei an der Bosener Mühle am Bostalsee.

So vergingen einige Jahre, als uns die schicksalsträchtige Nachricht einer schweren Krankheit in der Familie meiner Tochter erreichte. Ihr Mann, der bis dahin mit der Familie in seinem Haus in Tbilisi gelebt hatte, musste nach Deutschland zur Behandlung. Sie wurden dort ansässig und holten uns auch dorthin. So meistern wir jetzt nicht weit voneinander entfernt unser Leben, helfen uns gegenseitig, wo Not am Manne ist, und sind froh, uns so nahe zu haben.

Meine geliebten kleinen Enkelkinder sind zu großen wunderbaren Menschen herangewachsen und gehen je nach Berufung ihrem Studium oder ihrer Betätigung nach. Alle Feste feiern wir in gemütlicher Runde und, wie einst in Tbilisi, als ich für meine Freunde Lebkuchen buk, stehe ich hier wieder ein paar Tage am Herd und denke mir mit meinen Enkeln lustige Männchen aus Teig aus, die dann mit ihrer eigenen Fantasie verziert werden. Mein jüngster Enkel ist ein Meister im Pfefferkuchen vertilgen. Heimlich, still und mit dem größten Vergnügen macht er die süße Pracht ausfindig, wo sie auch immer versteckt sein möge. Mit spitzbübischem Gesicht zeigt er dann die halbleeren Dosen

und meint, „die Oma könne ja noch einmal backen“. Zufrieden pilgere ich von einer Familie zur anderen und freue mich an den Erfolgen meiner liebsten Menschen.

Einmal im Jahr mache ich mich auf die große Reise in den Norden, wo immer noch meine Geschwister in Wismar leben. Das langersehnte Wiedersehen wird jedes Mal zu einem Fest. Da wird gelacht, gescherzt, sich an Kindheitsstreiche erinnert. Meine Schwester und mein Schwager erweisen mir alles erdenklich Liebe, fahren mit mir in ihr Sommerhaus an der Ostsee oder in andere mondän gewordene Badeorte. Auch in Wismar zerreiße ich mich in Besuchen. Mein Bruder wäre zu Recht böse, widmete ich ihm nicht einen Tag seiner Gastfreundlichkeit. Meine alte Poelerstraße ist nicht weit von seinem Haus gelegen und die Erinnerungen an eine turbulente Jugendzeit treiben mich in diese Gegend.

Ein Sommertag wie so viele in alten Zeiten. Es war die gleiche altbekannte Straße, in der ich jeden Baum, jeden Strauch und jedes Haus kannte, die den Fahrdamm zu beiden Seiten säumten. Die zur rechten Seite liegenden Wiesen und Gärten strömten wie einst ihren herben Geruch aus. Ich ging langsam die Straße entlang in Gedanken versunken, bemerkte nur ab und zu die schmutzigen, vom Stuck abgebröckelten Fassaden. Aber es war meine Straße in der kleinen Provinzstadt an der Ostseebucht. Ich ging, lief immer weiter und eine Traurigkeit befiel mich plötzlich. Etwas fehlte, die Straße lag still und ver-

lassen da mit ihren sonnenbeschienenen Häusern und ihren Fenstern, die wie tote Augen auf mich schauten. Wie erstorben und regungslos, erstarrt kam mir alles vor. Keine Kinder waren zu sehen, die einst alles mit ihrem Lärm, ihren Spielen belebt hatten. Meine geliebte Straße war für mich gestorben. Und da verstand ich, dass ich nicht hierher hätte kommen sollen. Bedrückt kehrte ich zurück und erkannte, dass man Vergangenes nicht mehr lebendig machen kann, weder in menschlichen Beziehungen, noch in lieb gewonnenen Erinnerungen an eine unbeschwernte Jugend. Ich flüchtete zu meinen Geschwistern in die Wirklichkeit zurück, sie warteten schon auf mich, um zu meiner jüngeren Schwester zu fahren, die bei Hannover lebt.

Vorher mache ich noch einen Abstecher zu meiner Freundin in Rostock. Sie war auch ein Flüchtlingskind aus Königsberg und hatte mit ihrer Mutter auf einem Schiff die Fahrt in den Norden Deutschlands überlebt. Wir hatten das gleiche Schicksal, verstanden uns sofort und waren in dicker Freundschaft schon auf der Schulbank miteinander verbunden. Später tischlerten wir in derselben Lehrwerkstatt, wurden Studenten auf der Fachschule in Wismar. Diese Freundschaft durchzieht unser beider Leben, auch wenn wir uns durch die gegebenen Umstände ein Jahr lang nicht sehen können, bleibt die innere Verbundenheit doch bestehen. Bei einem neuen Treffen kommt sie zumindest einmal in eine unserer neuen Behausung zu Besuch, denn wenn auch aus der Ferne, möchte sie doch an unserem Leben Anteil nehmen.

Doch ich war schon auf dem Weg zu meiner jüngsten Schwester Hartwiga. Sie stand mir immer zur Seite, begleitete mich mit meinen Kindern und meinem unerschämte großen und schweren Gepäck jedes Mal zum Flughafen und gab im letzten Moment noch ihr letztes Geld für uns aus. Ich kann nicht sagen, dass sie ein glückliches Leben hatte. Noch nicht alt, wurde sie zweimal von einem Insult betroffen und lebt seitdem linksseitig gelähmt in einem privaten Seniorenheim, einem ehemaligen Forsthaus mit großem gepflegten Garten direkt am Waldrand. Ihre Tochter und Enkelin besuchen sie zwei-dreimal in der Woche, da sie drei Minuten mit dem Auto erreichbar ist. Meine Geschwister und ich fahren abwechselnd zu ihrem Geburtstag oder zu Feiertagen zu ihr und meine arme, aber standhafte kleine Schwester freut sich mit uns. Nach ein paar Tagen nehmen wir dann Abschied und freuen uns auf das nächste Wiedersehen.

Auf dem Rückweg von meiner Schwester pflegte ich einige Tage in Berlin zu verbringen. Da empfängt mich vor allem eine langjährige Freundin, eine interessante Journalistin, die für eine DDR-Zeitschrift gearbeitet hatte. Ihre liebenswürdige Gastfreundschaft erlaubte uns schon damals jedes Jahr, wenn wir aus Tbilisi kamen, ein paar Tage in Berlin die Kaufhäuser und Museen unsicher zu machen. Bis jetzt hält diese Vertrautheit stand, und die gemütlichen, abendlichen Plaudereien bringen uns immer wieder näher. Besonders möchte ich die Freundschaft her-

vorheben, die mich mit einer deutschen Kameradin in Leningrad verband. Wir wohnten im Diplomjahr zusammen in einem Zimmer und kamen uns schon durch diese äußerliche Bedingtheit näher. Sie war eine gute Grafikerin, hatte ihre festen Ansichten und war ein ruhiger, verantwortungsvoller, verständnisvoller und hilfsbereiter Mensch, auf den man sich in jeder Situation verlassen konnte. Nach dem Studium schlug sie ihre Zelte in Berlin auf, wo sie ebenfalls, wie die meisten Künstler, vom Zeitgeschehen zu einem enormen Existenzkampf gezwungen wurde. Wir pflegten auch nach dem Studium Kontakt miteinander, und sie half mir und meinem Mann so manches Mal. Da gibt es noch ehemalige Kommilitonen, mit denen ich in Leningrad Leid und Freude teilte, und Studenten aus der Fachschule in Wismar, die sich jedes Jahr in der Ostseestadt treffen. In Berlin gelingt es mir ab und zu, mich mit ihnen über unsere Erlebnisse zu unterhalten. Das sind dann immer schöne und aufschlussreiche Tage für mich. Zufrieden und etwas müde vom Berliner Pflaster, werde ich dann von meinen Enkelinnen, die in Berlin studieren, in den Zug heimwärts verfrachtet, wo sie auch brav warten, um den letzten Wagen verschwinden zu sehen und die Gewissheit zu haben, dass ich auch wirklich abgefahren bin. Zu Hause warten dann alle gespannt auf meinen Reisebericht, auf die frischgeräucherten Fischspezialitäten von der Ostsee und kleine Mitbringsel. Der Alltag nimmt mich wieder in seine Arme, und ich bin bemüht, keinen Kassandraruf mehr verlauten zu lassen.

Das Leben geht seinen Lauf, mein Mann und ich sind bemüht, die letzten Jahre lebenswert und in Eintracht zu bewältigen. Immer noch zieht es mich nach Leningrad, der Name Petersburg ist mir fremd und kommt mir schwer von den Lippen. Es leben da noch zwei Freundinnen, die mich sechs Jahre lang mit ihrer Freundschaft begleiteten und mit denen ich auch jetzt noch in Kontakt bin. Mich zieht es immer noch in diese Stadt, aber ich habe Angst, zu viel Veränderungen vorzufinden. Meine Enttäuschung wäre zu groß, dort das alte Fluidum nicht mehr vorzufinden.

Aber die Zeit läuft mir davon, das Alter kommt über Nacht, der Spiegel zeigt es unbarmherzig. Immer öfter verliere ich mich in Träumen von vergangenen Zeiten, in denen ich glücklich war, und mein Mann und ich uns in einem kleinen Zimmerchen unter den Klängen italienischer Musik liebten. Es ist, als löse sich mein Körper von mir, und ich sehe im Geist mein Leben dahinfließen. Es war trotz allem ein erfülltes – ein bitter-süßes Leben.

Doch langsam, langsam verrinnt meine Zeit, und zuweilen habe ich einen Traum von meinem verlorenen Traum, Sängerin zu werden.

Eines möchte ich noch eingestehen. Das Leben in Georgien hat mein Denken und Fühlen erheblich bereichert. Ich war stets bestrebt, mir besonders zwei Aphorismen aus dem Poem „Der

Recke im Tigerfell“ von Schota Rustaweli zu Herzen zu nehmen. Es sind nämlich folgende:

„Wer nicht Freunde sucht auf Erden, ist sich selbst der ärgste Feind“ und „Was man verschenkt – hat man gewonnen, was man versteckt – hat man verloren.“

Inhaltsverzeichnis

Frühe Kindheitserinnerungen	5
Auf der Flucht ins Unbekannte	27
Auf dem Heimweg nach Schlesien	33
Wismar, die neue Heimat	41
Berlin	63
Auf nach Leningrad	73
Leningrad, oder die große Freiheit	80
Tbilisi	116
Ein Sommer in Westgeorgien	125
Ein Weihnachtsfest in Tbilisi	141
Andere Zeiten	150